P. o. germ. 2178 ha
(3

<36634794230011

<36634794230011

Bayer. Staatsbibliothek

Der Hirtenkrieg.

Novelle

in drei Theilen

von

Georg Döring.

Dritter Theil.

Frankfurt am Main.
Gedruckt und verlegt von J. D. Sauerländer.
1830.

Bayerische Staatsbibliothek München

P. o. germ. 278 ha/3

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

336 Ba

Der Hirtenkrieg.

Dritter Theil.

O kläglich Schauspiel! o der blut'gen Zeit! —
Wenn Löwen um die Hölen sich bekriegen,
Entgelten ihren Zwist harmlose Lämmer.

Shakspeare.

Erstes Kapitel.

Ihr Matten, lebt wohl,
Ihr sonnigen Weiden!

Auf dem Thale, das der Abend mit wildem Jubel und kriegerischem Getöse erfüllt hatte, ruhete um die Mitternachtsstunde tiefe Stille. Viele der Feuer auf den Bergen waren schon erloschen, andere dem Erlöschen nahe. Vom Roßberge leckte noch von Zeit zu Zeit die Flamme auf, wie ein belebender Nachruf an diejenigen, die zum Kampf ausgezogen waren; vom Kaiserstock warf sie einen matten Schein hernieder, der sich bleich und zitternd im See wiederspiegelte. Einzelne Lichter brannten noch in den zerstreuten Wohnungen an den Bergabhängen. Auch aus

dem Hause Ullis fiel durch ein Fenster des ersten Stocks der Strahl eines Lichtes, um welches sich undeutliche Gestalten bewegten, die von irgend einer dringenden Veranlassung rasch hin- und hergetrieben wurden. Im Allgemeinen waren aus dem Thale selbst alle Spuren verschwunden, die auf die Ereignisse des vergangenen Abends hindeuten konnten. Die Natur behauptete ihr ewiges Recht, und die ernste Ruhe der mitternächtlichen Stunde sprach aus der befriedeten, still schlummernden Gegend.

So näherte sich die erste Stunde nach Mitternacht, als sich ein Plätschern vom See vernehmen ließ, ein Nachen anlegte und eine leichte, gewandte Knabengestalt an's Ufer sprang. Es war Jageli, der von seinem Geschäfte, das Feuer auf dem Roßberge zu entzünden und zu unterhalten, zurückkam. Er stand mit untergeschlagenen Armen am Ufer und sah trotzig umher:

„Sie sind fort!" sagte er dann bitter in sich hinein. „Sie sind fort ohne mich, sie meinen, ein Knabe könne nicht viel thun, wo um Leben und Tod gewürfelt wird, sie glauben wohl gar,

ich fürchte mich, und haben mich deshalb daheim gelassen. Aber sie sollen sehen, daß sie sich geirrt haben! Der Tanz in Schwyz geht erst am Tage los und bis dahin bin ich längst bei ihnen."

Er flog wie ein dunkler, unheimlicher Schatten über die Wiese hin, der Pachterwohnung zu. Hier überstieg er mit Leichtigkeit die Umzäunung, welche die kleine Baumpflanzung einschloß, dann eilte er zu den Fenstern, die aus dem Schlafzimmer der Hausfrau nach dem Garten hingingen und klopfte hier ungestüm und hastig an den verschlossenen Laden.

„Wer ist da?" erklang Seppi's Stimme noch munter heraus. „Wer verlangt Einlaß zu so später Stunde?"

„Jageli ist es!" erwiederte dringend der Knabe. „Lasset mich ein, Frau Seppi, nur auf einige Augenblicke! Ich will nur den Stutzen von meinem Vater selig holen und das Pulverhorn nebst dem Kugelsack, und dann gleich wieder fort, den übrigen nach."

Der Knabe hörte Seppi laut auflachen im Zimmer.

„Du sprichst ja, wie der Herr vom Hause!“ rief sie dann, indem ihre Schritte sich schon in dem Gange, der durch das Erdgeschoß lief, vernehmen ließen. „Wart' erst, bis dir der Bart gekommen ist, lern' erst folgen und gehorchen, wie sich's ziemt, und dann meinetwegen magst du selbst über dich und deine Handlungen verfügen!“

Sie hatte geöffnet und Jageli war eingetreten. Er wollte rasch an ihr vorüber, die Treppe hinauf nach seiner Kammer, wo er das einzige Erbe seines Vaters, den Stutzen, bewahrte.

„Nicht so flüchtig, Jageli!“ sagte Seppi, indem sie ihn zurückhielt. Tritt herein mit mir in's Gemach, denn ich habe mit dir zu reden! Ich habe dir einen Auftrag zu geben, bei dessen Ausführung ich ganz auf deine Geschicklichkeit und deinen Muth rechne, und den ich keinem andern Knaben deines Alters so leicht anvertrauen würde.“

Jageli ließ sich mit einigem Widerstreben in das Zimmer führen, wo Seppi's Kind ruhig in seiner Wiege schlummerte. Er stand er-

wartungsvoll vor der Hausfrau und aus seinen Zügen sprach die Ungeduld, einen Aufenthalt recht bald beendigt zu sehen, der sich unerwartet zwischen seine Absichten und ihre Verwirklichung drängte. Seine Blicke waren finsterer, als gewöhnlich, es dünkte ihm, als gehe in jedem Augenblicke, den er hier verweile, eine Gelegenheit zur Rache an den verhaßten Mördern seines Vaters vorüber. Es trieb ihn gewaltig fort, aber die Achtung vor der Frau, die seine Mutter geworden war und ihn fast gütiger und liebevoller behandelte, als früher die wirkliche Mutter, hielt ihn noch mächtiger zurück.

„Du weißt, Jageli," hob Seppi nach einigem Besinnen, das dem Knaben eine neue Qual bereitete, an, „daß zwei Jungfern bei mir zu Gast sind, die ich freundlich im Herzen trage und denen ich Alles von der Welt zu Gefallen thäte. Die zwei Jungfern wollen nun mit Tagesanbruch von hier verreisen gen Schwyz, sie wollen zu den Hirten, bei denen sie ihre Angehörigen haben, sie wollen bei diesen bleiben, um in dem Falle, daß einer von ihnen verwun-

det würde, ihn zu pflegen und für seine Heilung zu sorgen."

„Die feinen Jungfern, die hier zu Mittag waren?" fragte im Tone des Zweifels Jageli. „Ich sollte nicht meinen, daß ihre Ohren an den Knall der Stutzen, an das Geschrei der Krieger gewöhnt wären, daß sie Blut und frische Wunden sehen könnten, ohne in Schwäche zu fallen."

„Das kümmert dich nicht, Knabe!" entgegnete ernst die Hausfrau. „Du hast meinen Willen zu vernehmen und ihm zu gehorchen. Gib also wohl acht auf meine Worte und halte dich bereit, Alles genau zu vollbringen, wie ich es dir angebe. Bis gegen Morgen kannst du hier ruhen auf der Ofenbank, dann mache dich fertig, die Jungfern zu begleiten. Du nimmst deinen Stutzen mit, du ladest ihn scharf, aber du gebrauchst ihn nicht anders, als zum Schutze derjenigen, die ich deiner Führung anvertraue, wenigstens," setzte sie verbessernd hinzu, „nicht eher, bis du sie zu ihren Angehörigen gebracht hast. Dann will ich dich nicht hindern, an dem

Streite Theil zu nehmen, denn ich weiß, es würde nur ein vergebliches Bemühen seyn, dich zurückzuhalten. Du kennst den Sammelplatz der Hirten, du kennst alle Wege und Gebirgspfade, du wirst sie führen, ohne zu irren, und im Uebrigen verlasse ich mich auf deine Erfahrung, die das Unglück schon frühe gereift hat."

„Frau," sagte der Knabe mit dem Ausdrucke eines Unmuths, der tief in seine Seele zu greifen schien, „Ihr habt mir noch nie Etwas geboten, was mich mit solchem Widerwillen erfüllt hätte, wie dieser Auftrag. Alle sind schon hinaus gegen die Ketzer und Jageli, der mehr mit diesen auszumachen hat, wie jeder andere, soll noch müßig daheim bleiben? Ich bin nur ein Knabe, aber ich weiß doch den Stutzen zu führen, ich habe meinen Vater sterben sehen, und von ihm Sterben gelernt, wie er. Glaubt nicht, Frau, daß ich dort so ganz entbehrlich bin! Und dann — ist nicht eine von den Jungfern dem Ketzer zugethan, der mit hier am Mittagstische saß und dem ich nicht dienen wollte, als ein Knecht? Ist sie besser, als er, daß ich sie ge-

leiten und noch überdem ihr Beistand leisten soll, in irgend einer Gefahr, mit Leib und Leben?"

„Mit der einen," antwortete ausweichend Seppi, „ist Junker Vincenz, den du als einen so wackern Schweizermann kennst, wie es wenige giebt im Lande, Hochzeiter; die andere steht ihm nahe, wie eine eigene Schwester. Der Junker und sein alter Vater sind mit den Männern des Thales ausgezogen gen Schwyz, die Jungfern, besorgt für das Leben des greisen Herrn und des Hochzeiters, auch von Eifer für die gute Sache getrieben, begehren ihnen zu folgen und dein Werk soll es nun seyn, sie sicher zu geleiten und so dem Junker Vincenz einen großen Dienst zu erweisen."

„Für den Junker will ich es thun!" versetzte mürrisch Jageli, indem er sich niederließ und den Kopf zum Schlafen auf die Brust senkte. „Sie werden mir doch auch nicht alle Franzosen wegschießen, ehe ich komme," setzte er, mehr zu sich selbst sprechend, hinzu, „sie werden doch einige übrig lassen für meinen Stutzen!"

Nach wenigen Minuten verrieth sein schwerer Odemzug, daß er eingeschlafen war. Seppi beschäftigte sich noch angelegentlich mit einigen Dingen, die sie ihren Freundinnen nothwendig mit auf den Weg geben zu müssen glaubte: sie legte Wundpflaster zurecht, zarte Leinwand und was sonst in Fällen, die sich im Gefechte ereignen, dienlich seyn konnte. Dann nahm auch sie ihren Platz an der Wiege des Kindes ein und fiel bald in einen sanften, ruhigen Schlummer. Das Bewußtseyn, daß ihr Mann einen gefährlichen, blutigen Gang angetreten habe, von dem er vielleicht nie wieder zurückkehrte, daß sie in wenigen Stunden schon eine Wittwe, ihr Kind eine Waise seyn könnte, vermochte nicht, sie von der Befriedigung eines Bedürfnisses zurückzuhalten, das, durch die Anstrengungen des Tages mehr als gewöhnlich erregt, seine Ansprüche geltend machte. Sie fühlte sich aber überzeugt, daß Alles gekommen sey, wie es habe kommen müssen, daß Ulli nicht fehlen dürfe bei dieser wichtigen Sache, daß sie ihr Schicksal mit so vielen andern Frauen des Thales theile und daß im Uebrigen

die heilige Jungfrau Maria ihre Streiter schützen werde!

Der erste Strahl der Sonne, der sich durch eine Spalte des Ladens stahl, fiel auf das Angesicht des Kindes und erweckte es. Ein leiser Ton, den es ausstieß, war genug, auch von den Augen der Mutter den Schlaf zu verscheuchen und sie sogleich in ihre gewohnte, frische Lebendigkeit zu versetzen. Das Kind war bald wieder zur Ruhe gebracht. Seppi verlöschte das matt glimmende Nachtlicht, öffnete leise den andern, vom Bette des Kindes mehr entfernten Laden und trat dann vor Jageli, der noch immer fest schlief.

„Mit dem Knaben nimmt es doch einmal kein gutes Ende!" sagte sie kopfschüttelnd für sich. „Die tiefen Falten zwischen den beiden Augenbrauen deuten nichts Gutes, und wo in solcher Jugend einmal eine schlimme Leidenschaft, Haß oder Rache, sich eingefressen hat, da ruhet sie nicht eher, bis sie an den Fäden des Lebens nagt und diese zerreißt."

Sie wandte ihr Angesicht lauschend nach oben.

Sie glaubte Tritte zu vernehmen und unterschied bald deutlich das Hin- und Hertrippeln der beiden Mädchen, dazwischen aber auch, wie es ihr schien, den festen Schritt eines Mannes. Der Freund des Herrn Waßmer, der ihn hieher geleitet hatte, der evangelische Geistliche aus Zürich, war über Nacht im Hause geblieben und ihn hatte wahrscheinlich der Morgen, der die schöne Gegend mit neuen Reizen schmückte, schon ans Fenster gelockt. Von Tante Brigitten, die ebenfalls ihr Nachtlager in der Pachterwohnung genommen, stand nicht zu erwarten, daß die Anmuth eines Frühlingsmorgens mächtig genug auf sie wirke, um sie zu dem Entschlusse zu erheben, die Süßigkeiten eines leichten, von lieblichen Morgenträumen durchwebten Nachschlummers einem nutzlosen Naturgenusse zu opfern.

Seppi beugte sich über ihr Kind und als sie gewiß war, daß es fest schlief, verließ sie das Zimmer, schob den innern Riegel von der Hausthüre, und trat, die frische, erquickende Morgenluft in langen Zügen einathmend, auf den Platz

Sepp

vor der Wohnung. An den Höhen und auf dem See zeigten sich alle Eigenthümlichkeiten, welche oft der frühe Morgen in diese Berggegenden einführt und welche sich in den wunderlichsten Gestaltungen dem Auge des Naturfreundes bieten. Dichte Nebelmassen lagen auf dem untern Theile des Sees, wohin sie ein frischer Ostwind getrieben hatte, und aus ihnen stiegen einzelne, leichtere Gebilde empor, die an den Abhängen der Berge auf- und niedertanzten und in seltsamen Formen, bald wie drohende Riesen, bald wie fabelhafte Thiere, Drachen und geflügelte Schlangen, sichtbar wurden. Hatte der Wind sie in eine Bergkluft gedrängt, in welche der belebende Strahl der Morgensonne noch nicht fiel, so weilten sie hier gewöhnlich lange, stiegen kletternd auf und nieder, dehnten sich und streckten Arme und Füße aus, als wollten sie sich mit diesen an das Felsgestein anklammern; schwebten sie aber, der Wirkung der Sonne ausgesetzt, an den äußern Wänden des Gebirgs, so wurden sie bald leichter und ätherischer, lösten sich in zarten Duft auf und verschwammen, noch im Vergehen vom

Morgenglanze goldig übergossen, in kurzer Zeit ganz und gar. Die einzelnen Stellen des Sees, welche frei von jenen Nebelmassen geblieben waren, erschienen in einem höhern Glanze und auf den Wiesen lagen unzählige Edelsteine ausgestreut, die der Morgen gar wohlfeil hat und deren reines Wasser selbst des Glanzes, den der berühmte Regentendiamant in sich trägt, spottete.

Die junge Frau betrachtete das Schauspiel mit Gefühlen, wie sie einer Bewohnerin dieser Gegend, die in ihrer Mitte aufgewachsen und erzogen war, eigen seyn mußten. Sie erkannte nicht die höhern, künstlerischen Beziehungen, welche empfindende und empfindsame Reisende zu entzücken pflegen, sie sah Alles in dem Lichte der alten Gewohnheit und wenn sich ihr irgend eine neue Bemerkung aufdrängte, so war diese doch gewiß auf früher geschöpfte, tief eingewurzelte Meinungen gegründet.

„Die Schrättli haben diese Nacht einmal wieder tüchtig getanzt auf den Wiesen;" sagte sie lächelnd, indem ihr Auge über den schillernden Schmuck hinglitt. „Sie haben viele verloren

von ihren Edelsteinen und die armen Schelme werden nun lange in den Werkeltagskleidern gehen müssen, ehe sie die Feiertagsröckchen wieder glänzend aufgeputzt mit ihren Demanten, Saphiren und Rubinen. Dort über die langen, blassen Streifen im Grase sind ihre zarten Füßchen hingeglitten und wo die Rundung sich zeigt, haben sie im Kreise gestanden und berathen, wie sie sich die Freude der Nacht einrichten sollten. Die guten Schrättli! Sie haben immer ein freundliches Herz zu wohlgesinnten Menschen und wenn sie die Nacht hindurch recht ordentlich getanzt und gesprungen haben, so deutet das einen glücklichen Tag."

„Wer sind denn diese Schrättli, die so gern tanzen und guten Menschen Glück bringen wollen?" fragte eine sanfte Stimme dicht an Seppi's Ohr. Sie wandte sich um und ihr Lächeln wurde noch freundlicher, als sie hinter sich zwei Hirtenknaben erblickte, deren zarte Gesichtszüge vermuthen ließen, daß sie sich wenig den Beschwerden, welche ihr Stand mit sich brachte, ausgesetzt hatten. Unter der Strohkappe drängte

sich bei dem einen eine Fülle blonder, bei dem andern eine Fülle dunkler Locken auf die weiße, glänzende Stirn hervor. Das Hirtenhemd schloß knapp um den blendenden Hals an und wenn der ganze Theil der Kleidung, bis gegen die Füße herab, es zweifelhaft ließ, welchem Geschlechte diese zarten Gestalten angehörten, so wurde dieser Zweifel durch die hier unter dem Hirtengewande hervortretende weite, weiße Frauenbekleidung gelöst.

„Ihr könntet wahrhaftig für Bübli gelten, wenn nicht die langen, modischen Stadtkleider Alles verdürben!" redete Seppi die beiden Mädchen an, die zu ihrer Wanderung fertig, herabgekommen waren. „Freilich nicht für solche, die den ganzen Sommer über Sommerhitze und Regen, Sturm und Wetter auf der Alp ausgestanden haben, sondern für zarte Hätschelkinder vom Aetti und vom Mütterli, die wohl verwahrt sind worden gegen Wind und Wetter und nur an die Luft kamen, wenn's weder zu warm, noch zu kalt war, sondern gerad recht, um solchen weichen Sammetgesichtlein keinen Schaden zu bringen.

Von den Schrättli begehret Ihr Etwas zu wissen, Jungfer Elisabeth? Sicherlich wollt Ihr der guten, kleinen Männlein Gunst erflehen für die Wandrung, die Ihr vorhabt und auch für den Hochzeiter, der ihres Schutzes noch mehr bedarf? Die Schrättli sind freundliche Wesen, winzig und klein, wie neugeborne Kindlein, aber, wie die alten Leute sagen, tragen sie diese Gestalt viele tausend Jahre lang und wissen sie auch vor menschlichen Blicken unsichtbar zu machen, wenn sie es gut finden. Sie sind wohlmeinende Geister, die in den Berghölen und den dunkelsten Waldungen leben, aber dennoch in schönen Nächten manchmal auf die Wiesen herabkommen, dort tanzen und sich erfreuen und in dem glänzenden Schmucke der Thautropfen den Menschen ein Zeichen zurücklassen, daß sie ihnen Glück bringen wollen. Sonst gingen sie viel vertraulicher mit uns irdischen Geschöpfen um, aber seitdem die Welt täglich verderbter wird, seitdem Hader und Zwietracht, statt Liebe und Eintracht regieren, haben sie sich ganz in ihre stillen und heimlichen Wohnungen zurückgezogen.

Man sieht sie nicht mehr, man kann sie nicht mehr um ihren guten Rath fragen und nur aus den Spuren, die sie hinterlassen, erkennt man den Ort, wo ihre zahlreiche Gemeinde Nachts versammelt war."

„Wie," fragte erstaunt Elisabeth, „haben sie sich denn sonst in erkennbarer Gestalt den Menschen gezeigt, mit ihnen gesprochen und ihnen rathend beigestanden zu nützlichen Dingen?"

„Freilich!" antwortete geheimnißvoll und ernster werdend die Hausfrau. „Woher wüßte man denn sonst, wie sie aussähen und daß sie Gutes im Sinne trügen gegen die Menschen? Mein Großvater selig hat mir erzählt, und der hat es wieder von seinem Großvater selig gehabt, daß vor mehr als hundert Jahren in unserer Familie ein Schrättli einheimisch war, dessen Gegenwart das erste Glück und den ersten Segen in's Haus gebracht hat, die, gedankt sey der heiligen Jungfrau! seitdem nicht von uns gewichen sind. Es war ein kleines Männlein mit einem langen weißen Bart, ganz grau gekleidet und mit einer Mütze auf dem Kopfe, die

es nur ein wenig herabzuziehen brauchte, um vor denen, von denen es nicht gesehn werden wollte, unsichtbar zu seyn. Das waren aber Alle, außer dem Herrn vom Hause, seiner Frau und einer alten Magd, die dem Schrättli manchmal süße Weinbeern und, wenn sie deren aus Zug oder Schwyz habhaft werden konnte, Rosinen und Zuckermandeln zusteckte, von denen es gar gern naschte. Auch zu den Zeiten, wenn das Schrättli unsichtbar war, arbeitete es doch frisch mit im Haushalte, so daß das Gesinde nicht begreifen konnte, wie sich vor seinem Auge eine Sache förderte, ohne daß jemand Hand anlegte und während es selbst mit andern Dingen beschäftigt war. Abends, wenn die Dienstleute zur Ruhe waren, hielt es sich zu dem Herrn und der Frau vom Hause, saß zwischen ihnen auf der Ofenbank und sprach vom nächsten Jahre und wie man Alles wohl einrichten müße, daß es Vortheil für die Wirthschaft bringe und Gedeihen im Haushalte. Es war ein rechtes treues Schrättli, ein sogenanntes Hausschrättli, gewohnt an denjenigen, denen es einmal seine Neigung geschenkt hat,

treu zu hangen, wie ein ehrlicher Haushund, der nichts Schlimmes einläßt in seines Herrn Wohnung."

„Und hat denn Euch dieses Schrättli ganz seinen Beistand entzogen? Ist es nicht erblich geworden in der Familie?" fragte lächelnd Elisabeth, indem sie Luisen, welche tief bekümmert schien, durch einen Druck der Hand und eine freundliche Gebehrde aufmunterte, diesem Gespräche eine Aufmerksamkeit, die sie zerstreuen konnte, zu leihen.

„Wer kann das wissen!" antwortete in einem Tone, der an den Tag legte, daß sie mehr an die Möglichkeit, wie an die Unmöglichkeit der Sache glaube, die junge Frau. „Alles fördert sich gut und rasch in unserm Haushalte, Vieles gedeiht uns, was andern Nachbarn zum Schaden ausschlägt und das Schrättli kann sich blos unserm Gesichte und unserm Gehör entzogen haben, während es noch immer den Enkeln alles Gute erweist, was es den Vorfahren erwiesen hat. Laßt es nun genug seyn mit der Auskunft, die ich Euch gegeben habe, Jungfer Eli-

sabeth! Die Schrättli lieben es nicht, daß man viel von ihnen rede und unser gutes, altes Hausschrättli könnte mit der Kappe, die es über die Ohren gezogen hat, grade in diesem Augenblick neben uns gestanden und Alles mit angehört haben! Tretet herein, ihr Jungfern, und laßt Euch einen warmen Frühtrunk gefallen! Es macht frisch diesen Morgen und Ihr habt einen Weg vor, der Euch, die solcher Gänge nicht gewohnt sind, Kraft und Anstrengung genug kosten wird."

Elisabeth und Luise folgten der freundlichen Einladung. Im Wohnzimmer war es zu dieser frühen Stunde, wo das Hausgesinde erst mit seinen Dienstleistungen in den Ställen und im Hofe beschäftigt war, noch kalt und Seppi hatte absichtlich vermieden, es zu einer ungewöhnlich frühen Erscheinung im Hauptgebäude zu ermahnen, um ihre beiden Freundinnen in der seltsamen Verkleidung, die sie zu ihrer Sicherheit und zur Verbürgung ihrer patriotischen Gesinnungen wählen mußten, ohne Zeugen aus dem Hause zu schaffen. Sie traten

in das Schlafgemach und erblickten hier sogleich Jageli, der an der Wiege des Kindes, tief herabgebeugt über dieses, in einer betenden Stellung stand. Kaum vernahm er das Geräusch der Eintretenden hinter sich, als er sich mit der Miene der Beschämung, sich so überrascht zu sehen, von dem kleinen Lager entfernte und sich finster und trotzig wie immer in einen Winkel zurückzog.

Bei seinem Anblicke empfand Luise das unangenehme Gefühl, das die Erinnerung an die von dem Knaben geäußerten feindseligen Gesinnungen gegen Lothar in ihr erregen mußte.

„Ich weiß nicht,“ sagte sie leise zu ihrer Freundin, „woher es kommt, aber in der Nähe dieses Knaben befällt mich ein unangenehmes, beängstigendes Gefühl, von dem ich mich vergebens loszumachen strebe. Das Finstere, Tückische in seinem Blicke, der sich nur von der Erde erhebt, um den, auf welchen er sich richtet, mit einem unheimlichen, drohenden Ausdrucke zu treffen, die starre Haltung seines ganzen Wesens und dann wiederum, wenn er einmal diese

aufgiebt, das Bestimmte in seinen Bewegungen, die Entschlossenheit in Allem, was er thut, sind Dinge, die man so wenig gewohnt ist, mit seinem Alter vereinigt zu finden, daß diese seltsame Mischung Empfindungen der Furcht, wie vor einem räthselhaften, Gefahr drohenden Wesen hervorbringen muß!"

„Du vergissest," antwortete ebenso leise, aber in einem sehr ruhigen und sanften Tone Elisabeth, „wie schwer diesen Knaben das Unglück getroffen hat, wie es in einem entsetzlichen Augenblicke alle frohen Empfindungen, alle glücklichen Ansprüche, die seinen Jahren angehören, in den bittersten Gram verwandeln, durch eine Erfahrung verdrängen mußte, die ihn frühe alterte und sein düstres, zurückstossendes Benehmen wohl entschuldigen kann."

Luise schüttelte den Kopf, sah noch immer nach dem Knaben hin, dessen Blicke indessen heimlich auf ihr geruht hatten und jetzt scheu vor den ihrigen zurückwichen und versetzte dann, ohne durch den Ausdruck ihrer Rede eine vermehrte Zuversicht an den Tag zu legen:

„Ich habe es nicht vergessen, Elisabeth! Die Erinnerung an sein trauriges Schicksal hat sich tief in meine Seele gegraben und ich kann mir nichts Furchtbareres denken, als den Auftritt, von dem er Zeuge seyn mußte. Aber eben diese schreckliche Erfahrung, die ihm frühe aufgedrängte Gewohnheit, Menschenblut fließen zu sehen, haben diesen Knaben gewiß jetzt schon mit einer Gleichgültigkeit gegen die Begehung grausamer und tückischer Handlungen erfüllt, die auf andre eben das Entsetzen hervorzubringen vermögen, das ihn bei dem Tode seines Vaters ergreifen mußte. Ich will es dir nicht verbergen, Elisabeth, ich fürchte von dem Knaben für Lothar. Jener feindselige Ausdruck, der in sei- Blicken, seinen Gebehrden lag, als er seinen Widerwillen, ihm bei Tische eine Gefälligkeit zu erweisen, aussprach, trug das Gepräge einer tödlichen, mörderischen Absicht. Er enthielt allen Haß, allen Grimm und Rachedurst, den ihm seine böse Vergangenheit eingepflanzt haben mag. Du wirst mich thöricht finden, Elisabeth, daß ich vor einem Knaben zittre, aber wenn

du wüßtest, wie tief sein drohender Blick, der damals den Lothar traf, in meine Seele gedrungen ist, wie er sich dort festgesetzt hat und unaufhörlich Mord und Verderben verkündet, so würdest du mit mir fürchten, mit mir dem Knaben mißtrauen."

„Arme Luise," sagte im Tone des Mitleidens und der Güte die Freundin, „wie sehr hat eine kurze Zeit dich verändert! Was sonst leicht an deinem Sinne vorüberzog, mit einer flüchtigen Bemerkung berührt und, wenn du es als etwas Unangenehmes erkanntest, rasch hinweggeschoben wurde, das nimmst du jetzt besorgnißvoll in dein Gemüth auf, pflegst es ängstlich zu deiner eigenen Qual und folterst deine Seele beständig mit Bildern entsetzlicher Dinge, welche die Zukunft bringen kann. Freilich ist sie Bewahrerin aller Geheimniße, aber warum soll sie denn grade dir ihre schrecklichsten enthüllen? Du mußt dich gewöhnen, dich wie eine jener Kranken anzusehen, die ihren eigenen Empfindungen nicht trauen dürfen, da eben ihre Krankheit sie geneigt macht, jeder kleinen, bedeutungs-

losen Regung eine wichtige, unheilvolle Ursache unterzulegen, du mußt dich zwingen, den Riesen deiner Furcht zu einem Zwerg zu verkleinern und, ist das geschehen, so wird es dir auch wohl glücken, ihn endlich ganz in sein ursprüngliches Nichts zu verweisen."

Elisabeth hatte sich, so viel es ihre eigene Lage, ihre eigene Besorgniß um Vincenz gestattete, bemüht, einen Ton des Scherzes anzustimmen, von dem sie hoffte, er werde einen günstigen Eindruck auf Luisen machen. Sie sah ihren Zweck verfehlt. Die Freundin hatte sich niedergelassen, stützte sorgenvoll den Kopf in die niedliche Hand und schien für nichts andres, als ihre trüben Ahnungen, Empfindung zu haben.

Das Frühmahl, das Seppi brachte und bei welchem der köstliche weiße Honig eine Hauptrolle spielte, ging schnell vorüber. Die Freundinnen hielten jede weitere Zögerung ihren Absichten für nachtheilig und erklärten sich bereit, ihre Wanderung anzutreten, indem sie die junge Frau aufforderten, ihnen den Führer, von dem

sie gesprochen, mitzugeben. Da deutete Seppi auf Jageli, der indessen oben gewesen war und sich mit dem Stutzen bewaffnet hatte, und sagte:

„Der Knabe wird Euch sicher geleiten zu dem Orte, wo Ihr Herrn Waßmer mit Junker Vincenz finden werdet. Er kennt alle Richtpfade in der Gegend, er weiß genau den Versammlungsort der Hirten, er ist treu und muthig und wird Euch selbst in einem Nothfalle wacker zur Seite stehen, wie ein Mann. Vertrauet ihm getrost! Seppi hat Euch zu lieb, um Eurer Sicherheit einen Boten zu überlassen, auf den sie nicht fest rechnen könnte."

„Er soll uns führen?" flüsterte Luise besorgt der Freundin zu. „Warum gerade er, dessen Gegenwart mir so schwer zu ertragen fällt, dessen Blick die schwarzesten Ahnungen in meine Seele wirft? Nur der Gedanke konnte mich einigermaßen beruhigen, daß ein weiter Raum ihn von Lothar trennte, und nun müssen wir selbst die Veranlassung seyn, ihn diesem

nahe, ihn diesem vielleicht feindlich gegenüber zu bringen!“

„Regt sich schon wieder die Krankheit in deinem Innern?“ sagte mild lächelnd Elisabeth und strich ihr sanft mit der flachen Hand über die Stirn, als wollte sie die düstern Falten von dieser hinwegwischen. „Bekämpfe sie ernstlich, suche dich mit andern hoffnungsvollen Gedanken zu beleben und zu erheben. Von dem Knaben haben wir nichts zu fürchten. Er betete, als wir eintraten. Wer so innig beten kann, wie er es that in jenem Augenblicke, der birgt keine verderblichen, rachsüchtigen Plane in seiner Seele!“

Seppi gab ihnen das Geleit bis vor die Hausthüre. Hier rief sie noch einmal den Knaben Jageli zurück, steckte ihm eine Flasche Wein und ein Stück kalten Gemsbraten, sorglich in Papier eingewickelt, zu und sagte: „Das gieb dem Aetti, wenn du ihn siehst. Es sey noch von gestern übrig geblieben, es solle ihm wohlbekommen und Seppi lasse ihn grüßen.“ Indessen waren die jungen Frauenzimmer durch

die unerwartete Erscheinung des Geistlichen, der schon am frühen Morgen auf der Wiese lustwandelte, überrascht worden. Im ersten Augenblicke erkannte er sie in den Hirtenhemden nicht. Als er näher trat, war sein Befremden größer, als das ihrige.

„Wollen meine jungen Freundinnen," sagte er in seiner gewöhnlichen herzlichen Weise und indem ein mildes Lächeln auf sein Angesicht trat, „im Hirtengewande auf die Alp ziehn und dort den jungen Mai erwarten, dessen Ankunft in wenigen Tagen die Natur feiert? Wollen sie vielleicht dort den Frieden suchen, der aus den Thälern gewichen ist und ein idyllisches Leben der Liebe und Eintracht beginnen, wie es unser Freund Geßner so zart und anmuthig in seinen Dichtungen beschreibt? Ach, sie mögen bedenken, wie weit in einem gewissen Sinne die Dichtung von der Wahrheit entfernt ist, daß die Statue, die unter der Hand des Künstlers die Form des Lebens und mit dieser den Anschein des Götterfunkens, der dem Menschen innewohnt, gewonnen hat, aus der Werkstätte der Natur als ein roher, dem Auge unerfreulicher Block hervorgegangen

ist, daß oft die Dichtung nur als ein schönes Räthsel gelten kann, das bei seiner Auflösung ein ganz anderes, als das erwünschte Wort giebt! Auch ist in der letzten Zeit die Idyllennatur unserer Heimath nicht rein genug erhalten worden. Das Epos tritt zu kräftig, zu herrisch hervor, es scheint fast zu fürchten, daß unsre sonst friedlichen Alphörner auf lange hin in Kriegstrommeten verwandelt worden sind und am Ende,“ setzte er mit zweifelhaften Blicken auf die Mädchen und als erhelle sich jetzt in ihm eine Ahnung ihrer wahren Absicht, hinzu, „stehe ich hier vor zwei jungen Damen, die in dem Hirtenkleide nicht das Gewand des Friedens, nicht das idyllischer Schäferinnen, sondern das heldenmüthiger Amazonen angelegt haben!“

„Es wäre Unrecht, einem so bewährten Freunde unseres Hauses, wie Sie sind, die Wahrheit zu verbergen!“ antwortete schüchtern Elisabeth, indem sie, den Arm der Freundin nehmend, mit dieser dem voranschreitenden Jageli folgte und, von dem Geistlichen begleitet den Weg, der sie ihrem Ziele entgegenführte,

einschlug. „Diejenigen, die unserm Herzen am Nächsten liegen," fuhr sie fort, während im Verlaufe der Rede ihre Stimme an Festigkeit gewann, „sind zu einem Kampfe ausgezogen, bei dem sie alles Unheil, das der Krieg in so vielfacher schrecklicher Gestalt mit sich führt, erfahren können. Wie vermöchten wir ruhig, wie vermöchten wir nur einen Augenblick ohne Qual, ohne die entsetzlichsten Ahnungen und Zweifel hier zu harren? Sie besitzen ein gefühlvolles Herz, Sie haben oft an dem Lager schwerer Kranken und Sterbenden gestanden — ist nicht die Pflege, die jenen von liebevoller Hand geleistet wird, ist nicht die Gegenwart nahe befreundeter Wesen in der letzten Stunde, ein Trost, wie der Himmel keinen ähnlichen dann zu gewähren hat, ein Heil, das die Schmerzen der Krankheit lindert und selbst den Tod versüßt? Ich bin Waßmers Nichte, ich bin die Braut seines Sohnes! Wie viele andere Weiber sind nicht ihren Männern, wie viele Töchter ihren Vätern, Schwestern ihren Brüdern dorthin gefolgt, wohin mich die Pflicht ruft? Luise

gehorcht derselben Stimme. Mein Oheim ist ihr ein Vater gewesen, wie mir, und daß derjenige, dem sie ihre Neigung geschenkt hat, von dem Zorne des Vaters schwer getroffen, diesem gegenübersteht, in einem Verhältnisse, wo sein Muth erlöschen, wo die Kraft zur Selbstvertheidigung erlahmen muß: das kann ihre Besorgniß nur vermehren, das würde die Folter peinlicher Erwartungen in einem ruhigen, unthätigen Zustande für sie nur noch schrecklicher machen."

Der Geistliche blickte auf Luisen. Er hatte bisher, aus einer alten Vorliebe für das sanftere Wesen Elisabeths, sich vorzugsweise zu dieser gewandt. Jetzt erst erkannte er die Umwandlung, die während einer Nacht in Luisens Aeußerm vorgegangen war. Das Mädchen trug die Zeichen einer Niedergeschlagenheit, die tief in ihre Seele gegriffen haben mußte. Sie war sehr bleich, ihr sonst lebhaftes, klar blickendes Auge war wie von einem Thränennebel umhüllt, der in jedem Augenblicke in einen reichlichen Erguß auszuströmen drohte. Sie nahm seine Hand

sah ihn aus dem trüben Augen traurig an und sagte:

„Meinen und Lothars Bund hat freilich die Einwilligung des Vaters nicht geheiligt, aber die Macht, welche die Natur in ihn gelegt, fesselt mich und gebietet über mich. Ich werde Herrn Waßmer und Vincenz, den ich wie einen Bruder liebe, wenn sie ein Unglück treffen sollte, treu beistehen, aber nichts soll mich auch abhalten, in die Reihen der Feinde hinüberzufliehen und dem Lothar meine Sorge zu widmen, wenn das Mißgeschick ihn zum Opfer erwählt hätte. Er ist schlimmer daran, als jene. Vincenz und sein Vater sind von Freunden umgeben, die sie in keiner Noth verlassen, sie finden in jeder Alphütte eine gastliche Aufnahme, eine liebevolle Pflege. Wer sind diejenigen, unter denen Lothar kämpft? Nur die Strenge des Dienstverhältnisses knüpft sie aneinander, sie sehen den Lothar vielleicht gar als einen Fremden an, der sich ihnen aufgedrängt hat, sie erfreuen sich vielleicht der Wunden, die ihn unthätig machen könnten, seines Todes, der den

Fremdling von ihnen entfernt! Niemand hegt dort ein wohlwollendes Gefühl für ihn, das, wenn die Umstände es erforderten, zur That würde und wenn e r, er allein in der Kleidung des verhaßten Feindes, verwundet, schwach und keiner Gegenwehr fähig, an die Thüre eines Hirten klopfte, wenn er hier Pflege und Erholung, vielleicht auch ein ruhiges Sterbelager suchte — o mein Gott! ich darf es nicht denken, wie schrecklich er enttäuscht, welcher Empfang, welches Schicksal ihm zu Theil werden würde."

So sehr sie auch im Innern von den lebhaftesten Empfindungen bestürmt wurde, so war sie doch stark genug, die Thränen, die hervorbrechen wollten, zu bekämpfen. Immer lagen ihre Augen nur wie hinter einem düstern Schleier, hinter dem aber auch kein Blick der Hoffnung, kein leichter Glanz eines freudigen Gefühles hervorbrechen wollte.

Der Geistliche sah mit Rührung auf die beiden Mädchen. Er stand jetzt mit ihnen an einer Stelle, wo der Pfad sich in zwei Wege trennte, deren einer nach den Bergen, welche

sich im Hintergrunde erhoben, führte, während der andre in einer Abirrung von der geraden Richtung, nach dem Dorfe zurücklenkte. Er ergriff wie zum Abschiede ihre Hände und sprach, indem er sich der Freiheit sie zu dutzen, die ihm als einem alten Freunde ihrer Kindheit wohl zukam, bediente, in einem feierlichen Tone:

„Du, Elisabeth, gehst einen großen und du, Luise, einen schweren Gang. Ich will nicht darüber sprechen, in wie fern es Eurem Geschlechte geziemt, Euch in dieses Gewühl des Streites zu mischen, aber wer die Gefühle, die Euch leiten, zu tadeln vermag, der ist kein Menschenfreund, dessen Brust hat nie andere Empfindungen gekannt, als solche die das Wohlergehen seiner eigenen Person beabsichtigten. In dieser Zeit wird das Außerordentliche zum Gewöhnlichen, der Maaßstab des Herkommens darf nicht an die Handlungen gelegt werden, die sie hervorruft. Es ist genug, wenn sie das wahrhaft Gute beabsichtigen und ob es nun besser sey, in dem zierlichen Schritte, in der vorbedachten Weise, welche die sogenannten Ehrenwächterinnen in unserem

Frauenvolk als unerschütterliche Regel festsetzen möchten, oder in dem kühnen, rasch zum Ziele führenden Gange eines muthigen Jägers, zum Werke zu schreiten, darüber kann wohl da, wo Entschlossenheit und schnelle That allein hilft, Zögern und rücksichtsvolle Bedenklichkeit Alles zu verderben vermag, kein Zweifel obwalten. Ich nehme es über mich, Tante Brigitte zu begütigen. Sie hat schon gestern Abend erklärt, daß sie um keinen Preis hier bleiben wolle, wo sie keinen Augenblick sicher sey, sich inmitten einer Schaar schmutziger Hirten zu befinden, von diesen vertraulich angeredet zu werden und ihre Hand zum Gruße in die eines solchen Menschen zu legen, der im Stande wäre, sie zum Zeichen seiner Freundschaft so derb zu drücken, daß sie Zeter schreien möchte. Sie kehrt mit mir nach Zürich zurück und ich denke dort um so eher, sie mit Euerm Unternehmen zu versöhnen, da ich hoffen darf, daß auch das Benehmen Landolins, dem sie, wie wir wissen, sehr geneigt ist, einigen Eindruck auf sie machen wird. Er ist schon seit mehreren Tagen auf eine geheimnißvolle

Weise aus Zürich verschwunden und alle Umstände vereinigen sich, mich glauben zu machen, daß ihm die Vorbereitungen zu diesem Aufstand der Landleute nicht fremd geblieben sind, daß er vielleicht einer von denjenigen war, die an verborgenen Fäden die Sache lenkten, und daß er nun kühn und tapfer hervortritt, die Sache offen zu vertheidigen, für die er geheimnißvoll gewirkt. Ja, ich habe mich nicht geirrt in ihm, wenn ich ihn oft gegen den Wiederwillen meines alten Freundes in Schutz nahm; die Natur bewährt auch jetzt wieder ihre große Wahrheit, daß das Gepräge des Innern und des Aeußern Eins und Dasselbe sey!"

Elisabeth schlug die Augen zu Boden. Es that ihr wehe, den verehrten Mann einem Wahne zu entreißen, der seine Lieblingsideen schmeichelte, allein sie hielt sich wiederum gegen ihren Oheim, gegen sich selbst verpflichtet, die Wahrheit zu entdecken. Mit wenigen schonenden Worten erzählte sie, was sie von Landolin wußte. Sie that dieses mit jener Ruhe und Offenheit, mit aller Einfachheit und Klar-

heit, welche die Wahrheit verbürgen. Bestürzung und Kummer zeigten sich in dem Angesichte des Geistlichen, als er eine Mittheilung vernahm, die nicht allein seine früher genährten Hoffnungen, sondern auf's Neue auch einen Theil des Systems umstürzte, durch das er eine, wie er glaubte, das Menschengeschlecht beglückende Offenbarung verbreiten wollen.

„Ich habe viele schöne Träume geträumt während eines langen Lebens;“ sagte er nach einer Pause. „Viele sind lebendig geworden in allen ihren Einzelnheiten, in allen freundlichen Gaben, die sie früher in Schattenbildern gezeigt hatten; andere gewährten nur theilweise, was sie versprachen; einige waren jenen neckenden Wesen der Mährchen gleich, die in freundlicher Gestalt sich uns schmeichlerisch nähern und dann plötzlich sich in Ungeheuer verwandeln. Zu diesen letztern rechne ich meinen Traum von Landolin! Ich will ihn vergessen, ich will mich mit dem festen Vorsatze waffnen, dieser bittern Erinnerung keinen Eintritt in meine Seele zu gestatten. Und nun, meine Kinder — so darf

ich alter Mann Euch wohl nennen — lebt wohl! Nehmt den Segen eines wohlmeinenden Freundes mit auf Euern Weg und mit welchen Dornen er auch bestreut, mit welchen Hindernissen er besät, mit welchen Gefahren er bedroht seyn mag, vertraut immer auf denjenigen, dessen Auge die Pfade des Menschen nimmer verläßt, dessen Wink ihre Geschicke ordnet!"

Die Mädchen schieden voll Rührung von dem alten Freunde. Er blieb noch lange an der Stelle stehen, wo sie ihn verließen, und seine Blicke folgten den leichten, anmuthigen Gestalten, die jetzt, ihrem finstern Begleiter sich anschließend, die erste Stafel des nach Schwyz führenden Bergpfades betraten.

Zweites Kapitel.

> Du hast aus meinem Frieden mich heraus
> Geschreckt; in gährend Drachengift hast du
> Die Milch der frommen Denkart mir ver-
> wandelt.

Der Ort, an welchem sich im Laufe der Nacht und gegen den Anbruch des Tages ein großer Theil der Schweizermänner aus den Thälern und höhern Gebirgsgegenden versammelt hatte, um durch einen mächtigen, unvorhergesehenen Angriff das Joch, das sie unerträglich drückte, abzuwerfen, bot schon durch die Eigenthümlichkeiten, mit welchen die Natur ihn ausgestattet, eine Szene, deren Erhabenheit die Seele mit ungewöhnlichen Empfindungen der Kraft und des Ernstes zu erfüllen geeignet war. Ein weiter, einfacher Wiesenteppich dehnte sich nach höhern Gebirgen hin, die ihn theils in runden, anmuthigen Formen, theils in wunderlichen, schroffen und seltsam ausgezackten Gebilden umgaben, während sie durch

einzelne Lücken dem Blicke Freiheit ließen, nach hellglänzenden Seen in der Tiefe, nach gegenüberliegenden Bergen, die sich in ähnlichen Verhältnissen zeigten, nach fernern Alpengipfeln, deren Stirnen mit Schnee und Eiskronen geschmückt waren, zu schweifen. Diese Stelle war der Bergübergang des Hacken, eine Stunde über dem Flecken Schwyz gelegen, reich an Alpweiden und Heerden, welche von Schwyz und andern benachbarten Orten hinaufgesandt wurden, um sich mit kräftigen Bergkräutern zu nähren. Durch diese Alpengegend führte der Pfad von Schwyz nach Einsiedeln, den die Schritte vieler Tausende von Wallfahrern geheiligt hatten, der dem Freunde der Natur so viel Bewunderswürdiges eröffnete, was er selbst schon für ein von ihr mütterlich geweihetes Heiligthum annahm. Wenn nach der Seite von Einsiedeln und nach der Gegend von Rothenthurm hin die grünen Alpen sanft und gewölbt aufstiegen, dem Auge einen wohlgefälligen Punkt des Verweilens bietend, so wurde nach der entgegengesetzten Richtung der Horizont durch die dunklen Felsenmas-

sen des Ybergs, anderer aus dem Hintergrunde des Sihlthales aufsteigender Gipfel von abentheuerlichem Ansehn und durch die nackten, kegelförmigen Riesengebilde der beiden Mythen, deren einer mit steil abgerissener, drohend überhangender Felsenwand über dem Flecken Schwyz schwebt, begränzt. Neben diesem großen Mythen aber eröffnete sich ein reizender Blick auf den Vierwaldstädtersee, über seinen Spiegel hin nach dem ernst mahnenden Grütli, nach dem höher liegenden Seelisberge, nach den Gipfeln und in die Thäler von Unterwalden, an welche sich der mächtige Pilatus mit seinen scharfen Auszackungen, mit vielen Felsenspitzen schließt, welche die wunderlichen Gestalten fabelhafter Thiere nachzuahmen scheinen. Weiter rechts lächelte, wie der Gruß eines alten Freundes, das liebliche Thal von Lowerz mit seinem See herauf, den damals der verderbliche Felsensturz des Roßberges noch nicht zum Theile ausgefüllt, und an einer Seite des Uferrandes mit häßlichem, zerzerrissenem Steingerüll umgeben hatte. Er und sein Nachbar, der majestätische Rigi, schienen im

Gegentheile das kleine Thal schützend zu umgeben, den See, dessen Ufer freundliche Dörfer und Häuser schmückten, mit dem reizenden Eilande Schwanau in seiner Mitte. Hier weilte ein Geist des Friedens, der besänftigend zu dem Menschenherzen sprach, während jene Berge und Felsen Giganten glichen, die den Himmel stürmten, indem sie, der friedlichen Ruhe in den Thälern spottend, zum Kampfe, zum mächtigen Ringen mit feindlichen Gewalten aufforderten.

Auf den sanften Abhängen der Alpgegend, deren Lage und Aussichten wir so eben zu beschreiben versucht haben, zeigte sich in den ersten Stunden des Tages ein reges Menschengewühl, wie es wohl noch nie diese reizende Landschaft belebt hatte. Noch rauchten an einzelnen Stellen die Ueberreste eines Feuers, um welches Gruppen von Männern und Weibern, diese bewaffnet und in Hirtenhemden gekleidet, wie jene, einen Theil der Nacht zugebracht hatten und noch lagerten, während in ihrer Nähe ein Haufen laut sprechender und lachender Männer beschäftigt war, ihre Gewehre zu untersuchen und zu

dem bevorstehenden Kampfe in einen gebrauchfähigen Zustand zu bringen. Ihre Scherze waren dem geringen Grade von Bildung, deren sie genossen, angemessen und enthielten fast immer einen Spott, eine verächtliche Aeußerung gegen die Ketzer und Republiker, von denen der eine immer eine größere Anzahl, als der andere, über sich zu nehmen, sich vermaß. Knaben liefen hin und her und trugen die Stutzen der Väter, die, um in ihrer tödlichen Thätigkeit eiliger und fördernder zu seyn, als andere, mehrere Gewehre mitgebracht hatten, welche die Knaben während des Gefechtes ihnen zureichen sollten, indessen sie die abgeschossenen wieder mit Pulver und Blei versahen. Nicht alle waren so gut bewaffnet, wie diese Männer, die eines gewissen Wohlstandes genossen oder sich vorzugsweise mit der Gebirgsjagd beschäftigten. Man sah ansehnliche Haufen, die mit allerlei alterthümlichen, den Zeughäusern entnommenen oder durch ein Jahrhundert in den Familien bewahrten Todeswerkzeugen, mit Morgensternen, Keulen und Hellebarden versehen waren, andere wieder, welche

die friedlichen Werkzeuge ihrer ländlichen Beschäftigungen, Sensen und Heugabeln, jetzt in Mittel des Verderbens und der Vernichtung verwandelt hatten. Um das an dem Gebirgspasse befindliche Wirthshaus waren viele Hunderte gelagert, die vaterländische Freiheitslieder anstimmten und oft in einen wilden Jubel ausbrachen, dessen stürmischer Lärm das weite Berggelände erfüllte und in entferntere Felsenschluchten drang. Alle waren in Hirtenhemden *) gekleidet, allein diese weite Kleidung selbst vermochte nicht ganz die schönen, regelmäßigen Umrisse der kräftigen Gestalten zu verbergen, welche dem Meisel eines Phidias, dem Pinsel eines Apelles zu Modellen hätten dienen können. Dieselbe ruhige Kraft, wie bei den Männern, sprach sich auch bei den Weibern aus, nur daß sie hier mit jener Anmuth gepaart war, die unter den ländlichen Schönen der Schweiz nicht selten gefunden wird und sich insbesondere durch runde, gefällige Bewegun-

*) Von dieser Kleidung wurde der Aufstand der Schwyzer, den wir hier in leichten Umrissen darstellen, der Hirtenhemdlikrieg benannt.

gen an den Tag legt. In ihren Gesichtszügen war kein Ausdruck einer Besorgniß, einer Furcht, welche die Lage der Dinge so natürlich mit sich brachte, zu lesen; es sprach eher eine noch lebhaftere Erregung, eine höhere Begeisterung aus ihnen, als aus denen der Männer, welche von dem Eindrucke des Augenblicks, von den Gegenständen, die ihr Gespräch betraf, bestimmt wurden. Die Knaben, die in nicht geringer Anzahl sich durch die einzelnen Gruppen drängten, bald hier, bald dort verweilten und wo der Lärm am wildesten tobte, ihre Lust fanden, schienen den ganzen Auftritt, in den sie mitverwebt waren, als ein muthwilliges Spiel zu betrachten, dessen schwere, unglückliche Folgen sie nicht ahnten, für dessen gefährliche Bedeutung in der Zukunft ihre Väter vielleicht eben so verblendet waren, wie sie selbst. Ein festes Vertrauen, die Ueberzeugung, daß ihr Unternehmen nicht mißlingen, daß es die endliche Befreiung des Vaterlandes vom Drucke der Fremden bewirken müsse, beseelte die ganze Versammlung, zu der sich nahe an zweitausend Landleute, die jungen Männer, die sich vor den

Geboten der helvetischen Regierung bisher in den Hochalpen verborgen gehalten, die Hirten, welche um des großen Werkes willen ihre Wohnungen verlassen, zusammengefunden hatten.

Wenn sich ein Bild, wie wir es eben aufstellten, in der Erscheinung der großen Masse zeigte, so fanden sich doch auch wiederum in diesem Gemälde viele untere Abtheilungen und einzelne Gestalten, die als Charakterzüge des Ganzen angenommen werden konnten. Der kriegerische Zweck, zu dem man sich hier vereinigt hatte, schloß die Gegenwart derjenigen, die eigentlich ihr Amt bestimmte, Frieden und Eintracht zu predigen, nicht aus. Man bemerkte mehrere Geistliche in der Ordenstracht der Kapuziner, die sich geschäftig durch die Menge bewegten, bald bei diesem, bald bei jenem Haufen verweilten und ihn nicht verließen, ohne durch eine fanatisirende Rede neue Nahrung der Rache und des Grimms in die Brust ihrer Zuhörer geworfen zu haben. Einige dieser Mönche hatten ihren festen Platz auf Erhöhungen des Bodens genommen, versammelten hier einen stets wechselnden und sich er-

neuernden Kreis guter Gläubigen um sich, denen sie allen Segen, alle Himmelsgaben, welche die heilige Jungfrau Maria aus ihrem wunderbaren, nie versiegenden Füllhorne spendet, zum Lohne für die Ausrottung, für die gänzliche Vernichtung der verruchten Ketzer, der gotteslästernden Feinde ihrer heiligen Person, verkündeten. Jene Amulete, Heiligenbilder, Rosenkränze, Legenden und Gebetbücher, welche sonst Gegenstände eines Handels abgaben, der an den Wallfahrtstagen mit großem Erfolge in Einsiedeln getrieben wurde, dienten heute zu Geschenken, mit welchen die Menge erfreut und zugleich enger verpflichtet werden sollte. Auf einer andern Seite übten diese geistlichen Herren ihre Thätigkeit in einer stillern, aber bedeutungsvollern Weise, die vielleicht tiefer in die Herzen der rücksichtslos vertrauenden Landleute griff, als es die donnernde Rede, die begeistrungsvolle Erweckung thun konnten. Es gewährte einen Anblick eigener Art, an einzelnen Stellen die mächtigen Gestalten der Bergbewohner zur Erde niedergeworfen zu sehen, wie sie in tiefer Zerknirschung den Mönchen, die ruhig zu-

sammengekauert auf einem niedern Grashügel vor ihnen saßen, beichteten und von ihnen Absolution der begangenen und in den nächsten Tagen noch zu begehenden Sünden erhielten. Der Mann, der noch eben demüthig im Staube gelegen hatte, erhob sich dann stolzer, blickte auffordernd um sich und schlug trotzig auf die Waffe, die er führte, als wolle er anzeigen, er sey bereit, Blut und Leben für diejenigen zu opfern, in deren Händen sein Friedensvertrag, seine Versöhnung mit dem Himmel lag. Kaum war diese Stelle von einem der Hirten verlassen worden, so drängte sich auch schon ein anderer herzu, um des gleichen Heils theilhaftig zu werden und Viele standen noch in der Ferne, lauernd und erwartend, daß die Reihe an sie kommen werde. Ein eigener Beichtplatz dieser Art war für die Frauen gebildet worden, die noch größere Begierde als die Männer zeigten, sich der Last, die ihr Gewissen drückte, zu entledigen oder es geschickt zu machen, wiederum neue, bedeutendere Lasten zu übernehmen. Wenn sie den Ort, wo ihnen der Trost, den sie suchten, geworden war, wieder verließen, so sah man eine

hohe Gluth auf ihren Angesichtern, man sah sie eifrig sich nach denjenigen hindrängen, die ihnen verwandt waren oder sonst in einer Beziehung nahe standen, und diese in großer Bewegung anreden, um sie in einen noch höhern Grad der Leidenschaftlichkeit zu versetzen. Die Männer aber schienen dieser neuen Erregung nicht zu bedürfen. Sie hörten finster an, was ihnen gesagt wurde, sie stießen wohl die Kolben ihrer Stutzen trotzig auf den Boden, allein ihre Seele mochte des Rachedurstes schon so voll seyn, daß sie keinen neuen Zuwachs desselben mehr aufnehmen konnte, und ihre Entschlüsse waren bereits so unabänderlich gefaßt, daß diese letzte Aufforderung keinen Reiz mehr für sie hatte und in ihrem Aeußern wenigstens keine Veränderung hervorbrachte. So waren alle Hebel in Bewegung, den Sieg in einem Kampfe vorzubereiten, über dessen Ausgang, bei der geringen Anzahl des ringsumschlossenen Feindes, kaum ein Zweifel walten konnte!

Nicht weit von dem großen Haufen, der das Wirthshaus umlagert hatte, standen auf einer Erhöhung, von der man einiger Aussicht auf das

Thal von Schwyz und Brunnen genoß, mehrere Männer, die sich von den übrigen dadurch auszeichneten, daß sie keine Hirtenhemden, sondern eine einfache, knapp anliegende Jagdkleidung trugen. Es waren die Anführer. Ihnen zur Seite befanden sich einige Geistliche, welche dem Auftrage, der ihnen von ihrem Obern geworden, jede Mahnung zum Frieden, zum Aufschaube, zur Erwartung günstigerer Zeiten zu hintertreiben, mit dem Eifer von Leuten entsprachen, welche fest entschlossen sind, den Druck, der schon seit lange auf ihnen lastet, die Entbehrung, die man ihnen auferlegt, nicht ferner zu ertragen. Selbst Pater Cyprianus, der unter ihnen war, schien jene Langmuth, jene Geduld, welche er bisher in mannichfachen Prüfungen bewiesen hatte, gänzlich abgelegt und höhern Rücksichten untergeordnet zu haben. Er stand vor Vincenz und sprach in einer seltsamen Aufregung, die etwas krankhaftes an sich trug, zu diesem. Auf einem Schemel neben dem Junker saß Herr Waßmer, der jetzt empfand, daß er seinen Kräften zu viel vertraut habe, daß seinem Geiste wohl noch die

Kraft der Jugend inne wohne, sein Körper aber unter der ungewohnten Anstrengung und Entbehrung der Nachtruhe leide.

„Verlaßt Euch drauf, Junker Waßmer,“ sagte Pater Cyprianus in verkündigendem Tone, „daß der Beistand der Heiligen und vor Allen der wunderthätigen Mutter Gottes diesen Tag zu einem glorreichen und entscheidenden für die glückliche Zukunft des Landes macht. Lange habe auch ich geglaubt, durch Demuth und Geduld, durch Tragen und Ergebung sey, wie in fast allen Leiden des Lebens, ein Ende, eine glückliche Veränderung zu gewinnen. Aber hier sind es nicht blos Leiden der Menschen, es sind Leiden der hohen Kirche, die bekämpft werden müssen. Die heilige Jungfrau ruft ihre Streiter auf und sendet sie zu ihrer Vertheidigung in den Kampf. Kann da der Sieg fehlen, kann, was die Gottesmutter will, durch Menschenkraft umgestürzt werden? Hier handelt es sich nicht mehr um Hoffnungen, die vielleicht trügen, um Versprechungen, die täuschen könnten! Das Werk selbst ist da, das Heer, welches die Himmelskö-

nigin versammelt hat, umgibt uns, der Sieg, die Wiedergeburt der Heiligthümer, des Schweizerlandes ist schon vollbracht, während wir hier noch in unnützen Wortkämpfen uns umhertummeln."

Vincenz sah forschend auf den Sprecher. Bald hatte er sich überzeugt, daß dieser seine Worte nicht fremden Einflüsterungen lieh, sondern in diesem Augenblicke ganz von den Gefühlen und Ansichten, die er an den Tag legte, durchdrungen war. Ihm schien, daß in dem Sturme, der sich jetzt erhoben, der fromme Mann nicht Herr seiner Besonnenheit, seiner Gemüthskraft geblieben sey, daß ihn die Macht dieses Sturmes seinen alten Gewohnheiten, seinen natürlichen Empfindungen entrissen und in einen Zustand der Leidenschaftlichkeit versetzt habe, der ihm von Natur fremd war und wie eine krankhafte Erscheinung in ihm hervortrat. Das ganze Wesen des geistlichen Herrn sprach sich in dieser Weise aus. Seine Wangen glüheten, sein Auge blickte irr und feurig und seine Hände zitterten.

"Ich will es zum Letztenmale unternehmen," sagte Vincenz, indem er sich von ihm ab-

wandte, zu den andern Anführern, „zur Ruhe, zur Geduld, zur Erwartung günstigerer Zeiten zu ermahnen. Ich weiß, daß meine Worte mit dem Winde verhallen werden, aber ich weiß auch, was das Vaterland von mir fordert, ich darf nicht schweigen, wo ich nach einer kurzen Siegesfreude das Elend in einer viel schrecklichern Gestalt sich nähern sehe, als man es in den Thälern, auf den Bergen der Heimath bisher gekannt. Ja, wir werden siegen am heutigen Tage, wir werden diese Handvoll Feinde, über denen wir wie eine dräuende Wetterwolke schweben, ohne große Mühe aus dem Thale von Schwyz verjagen! Aber das Thal von Schwyz ist nicht das Schweizerland. Wißt Ihr nicht, daß gerade jetzt ein Heer von vielen Tausenden unserer Feinde in unserm Rücken steht, daß es nur eines Tagemarsches bedarf, sie hierher zu führen, daß dann die letzte Anstrengung, die alte Freiheit selbst zu erringen, ihr Grab gefunden hat, und wir geduldig, wie Lämmer an der Schlachtbank, uns in Alles ergeben müssen, was andere, die den Grund und Boden unseres Landes erwählt ha-

ben, ihre Kämpfe auszufechten, über uns verfügen wollen? Jede Knechtschaft ist schmählich, von wem sie auch komme! Stehen wir aber im rechten Augenblicke gerüstet, so ziehen die Kämpfe der Fremden unschädlich an uns vorüber, wir gewinnen an Bedeutung, indem wir den Anschein haben, der schwankenden Wage den Ausschlag geben zu können, wir vermögen uns selbst zu erhalten, ohne die Hülfe anderer. Noch ist es Zeit, meine Freunde, die kriegerischen Waffen wieder in die friedlichen Wohnungen und Hütten zurückzutragen. Man wird gern von diesem Aufstande, von dieser drohenden Bewegung unter den Hirten keine Kunde nehmen, man wird sich unwissend zeigen, um durch ein verwegenes Wissen die Gefahr nicht von Neuem aufzurufen. Hört auf diese Warnung, ich beschwöre Euch um des Glückes, um der Zukunft der Tausende willen, welche die schrecklichen Folgen tragen müssen! Verschließt Euer Ohr nicht meinen Worten, sie möchten sonst einst wie die Stimmen rächender Geister in Euer Gewissen schallen und Euch alles Unheil, alles Elend, das entstehn wird, zum Vorwurf machen."

Vincenz hatte mit der Begeisterung der Wahrheit, mit der Kraft der Empfindungen gesprochen, die ihn ergriffen, wenn er der Gräuel, welche die Zukunft dem irregeleiteten Hirtenvolke bringen mußte, gedachte. Er bemerkte in den Zügen der übrigen Anführer einen Ausdruck des Beifalls, der Uebereinstimmung mit seinen Ansichten, der ihn einige Augenblicke mit der Hoffnung täuschte, es werde ihm gelingen, noch jetzt ein Unternehmen rückgängig zu machen, von dessen traurigen Folgen er in seinem tief Innersten fest überzeugt war.

Da trat aus der Mitte des Haufens ein hochgewachsener Mönch von finsterm, stolzem Ansehn hervor, maß ihn mit durchbohrenden Blicken vom Kopf zu den Füßen und sagte in einem erbitterten Tone:

„Ihr gehört nicht dem Schooße der alleinseligmachenden Kirche an, Junker Waßmer. Deshalb finde ich es auch ganz natürlich, daß Euch ihre Leiden wenig kümmern. Diese guten Leute, die Ihr hier versammelt seht, denken anders. Sie wollen lieber selbst entbehren, als daß sie

das Heiligthum länger der Schmach und Verachtung heimfallen sehen, sie wollen Gut, Blut und Leben dran setzen, die Gotteslästrer zu vertreiben, sie finden in dem Entschlusse, der heiligen Jungfrau streitfertig zu dienen schon die Bürgschaft eines glücklichen Erfolgs. Das ist der Lohn, den der Glaube an das Heilige in sich trägt, das ist das Vertrauen des Muthes, den Ihr vergebens durch Euer thörichtes, unzeitiges Friedenswort zu lähmen sucht. Blickt um Euch und sagt mir, was Ihr da seht? Ist ein einziges Antlitz, auf dem sich Furcht, auf dem sich eine Besorgniß um das bevorstehende Werk zeigt? Aller Blicke strahlen Kampflust, Siegeshoffnung, Todesverachtung! Geht hin und versucht es, diese Männer zurückzuhalten! Eure Mühe wird vergeblich seyn, sie werden Euch sagen: Ihr seyd keiner von den Unsrigen, Ihr handelt aus andern Rücksichten, wie wir, man weiß, daß Ihr einen Bruder habt, der ein Verräther am Vaterlande geworden ist, der dort unten in den Reihen der Feinde steht, Ihr wollt seiner schonen, Ihr habt ihn noch kürzlich gesehn und ge-

sprochen, wer weiß, zu welcher Absicht, zu welchem Zwecke, der dem Vaterlande verderblich seyn kann —"

„Es ist genug!" unterbrach den tückischen Redner eine starke, ernste Stimme, deren gebietender Ausdruck jenen, der eines solchen Tones nicht gewohnt war, mit Staunen und Unwillen erfüllte. Die Anführer aber gaben ehrerbietig Raum, als jetzt der greise Waßmer in ihre Mitte trat und mit einem festen Blicke auf den Mönch fortfuhr: „Wer kann behaupten, daß er für das Vaterland mehr gethan und gewagt, mehr freiwillig geopfert, entbehrt und ertragen hätte, als mein Sohn?" Seine Blicke gingen fragend im Kreise umher und kehrten, da Alle schwiegen, zu dem Mönch zurück. „Wo wart Ihr, ehrwürdiger Herr," sprach er weiter, „als Vincenz von einer Zufluchtsstätte zur andern vertrieben, immer kämpfend und unbesiegt, mit wenigen andern kühnen Männern verbunden, den Krieg im Namen des Vaterlandes fortsetzte, den im Auge des Rechtlichen kein erzwungener Vertrag endigen konnte? Nur Einer hielt treu

bei ihm aus, nur Einer blieb ihm zur Seite, als er in den Wüsten der Hochgebirge, die Beschwerden eines strengen Winters ertragen, den Gefahren trotzen mußte, welche sich tausendfach ihm boten! Ich bin sein Vater, ich darf für diesen Sohn sprechen, ich nenne ihn mit Stolz unter den Edeln, die keine persönliche Rücksicht, die nur das reinste Vaterlandsgefühl leitete. Die Feinde haben ihn gerichtet. Sein Leben ist schon verfallen, während andere das ihrige kaum wagen, während sie immer noch auf eine Zuflucht rechnen, die ihnen im Nothfalle offen steht. Wer kann ihn verdächtigen? Jenen Unglücklichen der sich seinen Bruder nennt, will ich nicht vertheidigen. Ich gäbe die wenigen Lebensjahre hin, die mir noch übrig sind, wenn ich es könnte! Aber daß man uns hier sieht, daß Vater und Bruder im Verbande mit denen streiten wollen, die jenen Unglücklichen bedrohen, ist das keine hinlängliche Bürgschaft für unsere gute Absicht? Solltet Ihr jetzt das nicht auch meinen, ehrwürdiger Herr?“

Der Pater schlug verlegen die Blicke zu Bo-

den. Er fühlte sich beschämt, aber er konnte sich nicht entschließen, es zu scheinen. Er suchte nach einer Antwort und würde wahrscheinlich durch eine bittere Entgegnung den feurigen Greis noch mehr gereizt haben, wenn nicht in diesem Augenblicke die Vorposten, die auf den gen Schwyz hin gelegenen Anhöhen ausgestellt gewesen, herbeigeeilt wären und eine Nachricht überbracht hätten, welche der ohnehin zwecklosen Berathung ein Ende machte und unter der ganzen zahlreichen Versammlung eine erhöhete Lebendigkeit verbreitete. Ulli Flüeli, der unter jenen Männern eilig mit herbeikam, rief schon aus der Ferne dem Junker zu:

„Es regt sich im Thale! Sie haben sich aufgemacht und wollen's mit uns versuchen. Sie ziehn durch den Hohlweg heran im hellen Hauf, ihre Gewehre sind blank geputzt und sie führen auch Kanonen gegen uns, die sie mit unsern eigenen Thieren bespannt haben."

Ein wildes Jauchzen ertönte aus tausend Kehlen. Die Geschäftigkeit der Mönche verdoppelte sich, die Anführer eilten zu den einzelnen Schaa-

ren, die sich rasch bildeten, das Loos zum Kampfe war gefallen, unaufhaltsam und unabänderlich seine Folgen hinter sich herreißend.

„Walter Brenni!" rief sehr laut Vincenz, dessen ganzes Wesen sich plötzlich umgewandelt hatte, indem es aus der bisher bewahrten ernsten Ruhe in die höchste Lebendigkeit, in eine Spannung überging, die von der Begeisterung des Augenblicks erregt wurde. Der Schütz hatte nicht weit von ihm gestanden und unverwandt hinüber in die Gebirge Unterwaldens geblickt, aus denen es ihn wie leiser Grabesruf lockend anrief. Er kam jetzt mit raschen, weiten Schritten herbei und sah, ohne daß eine Veränderung in seinem schwermüthigen Angesichte eine außerordentliche innere Bewegung angezeigt hätte, fragend auf Vincenz.

„Hast du die Männer ausgesucht," redete dieser ihn in dringendem Tone an, „auf deren Muth wir uns noch von alten Tagen her verlassen können? Sind sie bereit, mir zu folgen auf einen Zug, wo Blut und Wunden, aber auch unsterblicher Ruhm, zu finden sind?"

Schweigend deutete der Schütz auf eine dicht-geschlossene Schaar ernster, finstrer Männer, die sich in geringer Entfernung aufgestellt hatten. Sie waren sämmtlich mit Stutzen bewaffnet. Entschlossenheit und Todesverachtung sprachen aus ihren Blicken.

„Meine alten Freunde!" rief Vincenz. „Ich kenne noch jeden unter ihnen. Es sind die Männer von Schwyz, die an den fürchterlichen Tagen in Unterwalden mit uns waren und aus der allgemeinen Niederlage ihr Panner fechtend in die Heimath retteten. Es sind wackere Leute. Mit ihnen läßt sich schon etwas wagen und die da unten werden es schwer empfinden. Wir wollen ihnen auf Pfaden beikommen, die sonst nur die Geis betritt, wir wollen sie umklammern mit kräftigem Schweizerarm, wir wollen sie treiben als tüchtige Hirten die Alp hinan, wo Andere sie empfangen sollen."

Er flog zu den übrigen Anführern und theilte diesen seinen Plan mit. Alle waren damit einverstanden. Man sah ein, daß das kühne Unternehmen, über die Felsen des Hacken hinabzu-

klettern und dem Feind von einer Seite, wo er keine Gefahr fürchtete, in den Rücken zu fallen, unter der Leitung eines so bewährten Anführers, wie Vincenz, entscheidend wirken müsse. Man überließ ihm gern dessen Ausführung, da es mit Gefahren verknüpft war, denen andere sich nicht so leicht aussetzen mochten.

Während ringsum das wildeste Getöse herrschte, ein Theil der Hirten laut sang, ein anderer jubelte und schimpfte, ein dritter nutzlos die Gewehre in die Luft abfeuerte, eilte Vincenz nach der Schaar, welche sein Freund, der Schütz, versammelt hatte. Da hörte er mit einemmale in einer kläglichen Weise seinen Namen rufen, da erkannte er, von neckenden Männern, Weibern und Kindern umgeben, den Vetter Landolin und seine beiden Diener. Man hatte sie mit Hirtenhemden bekleidet, man hatte ihnen Sensen in die Hand gegeben, man hatte sie zu dem Range von Cavalleristen erhoben, indem man sie auf Ochsen gesetzt, deren jeder von zwei handfesten Männern geführt wurde.

„Jetzt hat der hochedle Commissär der helve-

tischen Regierung seinen Zweck erreicht," rief Gabriel Bendel, der aus dem Haufen vortrat, dem Junker zu, „jetzt sieht er die Blüthe der Schweizerjugend um sich versammelt und sich selbst erhoben über alle, als einen respectablen Ritter — freilich nur von der traurigen Gestalt! Ich habe ihm die Mahlzeit zugerichtet, die er jetzt verspeiset. Nicht mehr als sechs Schüsseln: sagt der selige, unsterbliche Großmann und an dieses Princip habe ich mich gehalten. Erst präsentirte ich ihm die süße Suppe der Schmeichelei, dann ein angenehmes Ragout der schönen Täuschung, daß ihn freundliche Collegen hier erwarteten, drittens einen reizenden Bissen Lüge, daß die jungen Leute sich willig zeigten, Helvekler und Achtzehndutzendmänner zu werden, viertens führte ich ihn durch das süße Compot der Hoffnung auf Ehre und Belohnungen vom Wege der Sicherheit ab, fünftens regalirte ich ihn mit dem Schwarzwilde der Empörung und endlich sechstens setzte ich ihm, wie es bei den Kaiserkrönungen zu Frankfurt geschieht, einen ganzen Ochsen vor, der aber leider nicht gebraten werden

konnte und nun statt zum Aufsatz, zum Aufsitz dienen muß."

„Vincenz," sagte Landolin, als ihn endlich Bendels Redseligkeit zu Wort kommen ließ, in einem Tone, dem er vergebens bemüht war, einige Festigkeit beizulegen, „du kannst unmöglich mich dem Muthwillen, den Mißhandlungen dieser Leute überlassen wollen. Wir sind Verwandte, wir haben als Kinder zusammen gespielt, ich fühle mich frei von jeder feindseligen Gesinnung gegen dich und daß ich in der Erfüllung meiner Amtspflichten mich thätig bezeigt, kannst du mir nicht als ein Verbrechen auslegen. Mache mich los von ihnen! Ich verspreche dir meine Gegendienste. Glaube mir, sie sind nicht zu verachten und wenn die Strafe, die nicht ausbleibt, spät oder früh diese Meutrer trifft, so werde ich dankbar dessen gedenken, der mich aus ihrer Gewalt befreiete."

„Er will drohen, der Helvekler, er schimpft, er spricht von Meuterei und Strafe!" riefen viele Stimmen in einem Tone, der Landolin mit

Entsetzen durchdrang. „Nieder mit ihm! Nieder mit dem Verräther, dem abscheulichen Ketzer!“

Vincenz warf sich zwischen ihn und die ergrimmten Hirten. Er sah ein, daß Landolin sich dieses Schicksal durch eigene Schuld bereitet habe, daß es ihn nicht unverdient treffe, aber er konnte sich doch einer Regung des Mitleids mit dem bedrängten Vetter nicht erwehren.

„Halte dich still und ruhig: das ist das Einzige, was ich dir rathen kann;“ flüsterte er ihm zu. „Ergieb dich geduldig in dein Schicksal und hüte dich, diese Leute zu reizen, die wahrlich jetzt nicht in der Stimmung sind, eine Schmähung unbestraft hinzunehmen. Ich kann offen nichts für dich thun. Wer vermag die Lawine aufzuhalten, die einmal im Falle begriffen ist? Noch einmal: trage und dulde! Wann das Schicksal des Tages entschieden ist, dann sehn wir uns wieder, dann werde ich dir vielleicht nützlicher seyn können, als in diesem Augenblicke.“

Er eilte, nachdem er auch zu Gabriel einige Worte leise gesprochen hatte, weiter. Dieser trat nun neben Landolin, legte nachlässig den

Arm um den Hals des Thieres, welches den unglücklichen Regierungscommissär trug, und sagte, indem er eine Fratze schnitt, über deren komischen Ausdruck sich manches noch so eben dräuende Antlitz unter den Landleuten erheiterte, zu diesen:

„Macht mir meinen Ritter von der traurigen Gestalt nicht noch trauriger, als er schon ist! Ihr dürft nicht vergessen, daß er bestimmt ist, durch seine bloße Erscheinung Schreck und Entsetzen unter den Feinden zu verbreiten. Er und seine zwei Gehülfen bilden das einzige Cavalleriecorps, das wir haben, und wenn das blaß und zitternd vor den Feind tritt, was soll er dann erst von uns halten, die wir nur zu Fuße sind und uns im Nothfalle nicht einmal hinter ein Paar Ochsenhörner verstecken können, wie diese guten Leute?"

Dieser Scherz war ganz geeignet, diejenigen, denen er galt, in eine muntere Laune zu versetzen. Sie lachten und vergaßen der beleidigenden Worte, die Landolin gegen sie gesprochen hatte. Dieser war froh, nicht mehr ihren Dro-

hungen; sondern nur ihrem Muthwillen ausgesetzt zu seyn. Er zwang sich jetzt selbst, bei ihren oft unfeinen Späßen mitzulachen und heiter zu scheinen, während er im Herzen ihnen und auch Vincenz, der, wie er glaubte, sich seiner hätte nachdrucksvoller annehmen können, schwere Rache gelobte.

Indessen war dieser bei der Schaar, die ihn erwartete, um zu der Ausführung ihres kühnen Unternehmens zu schreiten, angelangt. Sein Vater, Ulli Flůeli und Walter Brenni traten ihm entgegen.

„Vincenz,“ sagte der erstere, indem er ihm die Hand reichte, „ich bin nur gekommen, dich noch einmal zu begrüßen, ehe wir uns trennen. Wollte ich dem Drange meines Herzens folgen, so zöge ich mit dir und den deinigen; aber ich habe im Laufe dieser Nacht meinen Kräften mißtrauen gelernt, ich fürchte eher, dir auf dem beschwerlichen Pfade, den du zu nehmen hast, zur Last zu fallen, als ich hoffen darf, dir nützlich zu seyn. Es ist besser, wenn ich bei dem großen Haufen bleibe. Auf dem gebahnten Wege

drängt einer den andern mit fort und ich fühle mich ohnehin stark genug, bei diesem minder beschwerlichen Unternehmen dem Vaterlande noch gute Dienste leisten zu können. Dann —“ fuhr er leiser und mit schwankender Stimme fort — „haben wir auch zu bedenken, daß ein Unglücklicher uns gegenübersteht, der zwar unsere Liebe verscherzt hat, aber doch durch die Bande der Natur, die Menschen nicht zu zerreißen vermögen, uns nahe ist. Wir können auf ihn blicken, wir können seine Tage vielleicht schützen: du auf deinem Wege, ich auf dem meinigen!“

Vincenz sah mit Rührung auf den Greis. Dieser schlug die Augen zu Boden, als schäme er sich, das über sein strenges Rechtsgefühl siegende Vatergefühl erkannt zu sehen. Bald aber erhob er sie wieder und ließ sie mit gewöhnlicher Festigkeit denen des Sohnes begegnen.

„Ich dachte an deine und seine Mutter,“ fuhr er in einem bewegten Tone fort. „Ich gedachte einer Stunde, in der ich mit der Heimgegangenen über Euch und Eure Zukunft sprach. Sie zeigte wenig Besorgniß für dich, aber desto

mehr für Lothar. Sie bat mich, seiner raschen Leidenschaftlichkeit Ernst und Stärke entgegenzustellen, aber auch, wenn er fehle, nicht ganz der Schonung und Milde zu vergessen. Es ist seltsam, daß mir die Unterredung jener Stunde erst jetzt einfällt. Sollte das die Nähe einer Gefahr, in welcher der Tod jede Hoffnung auf eine irdische Versöhnung vereiteln kann, mit sich bringen? Sollte ein leises Vorgefühl eines Unglücks, das — deinen Bruder treffen kann, mich an jene Stunde, an die sanfte Ermahnung einer liebevollen Mutter erinnert haben?"

Noch nie hatte Vincenz seinen Vater in einer so weichen Stimmung gesehn. Er wollte antworten, allein in diesem Augenblicke erhob sich von allen Seiten der Ruf der Alphörner zum Aufbruche. Die Schaaren der Hirten strömten unter frohem Gesange von den Wiesengeländen herab, Alles ordnete sich, so viel es der Augenblick und die wenige Uebung der Landleute gestattete; Priester, Weiber und Kinder drängten sich zu den einzelnen Haufen, bei denen jene ihre Beichtsöhne, diese ihre Männer und Väter wuß-

ten. Vincenz war von seinem Vater getrennt worden, ohne ihm noch einmal Lebewohl sagen zu können. Für ihn und die seinigen galt kein längeres Zögern. Sie hatten den weitern und beschwerlichern Weg zurückzulegen, sie hatten dabei die schwierige Aufgabe, im rechten Augenblicke erscheinen, kämpfen und entscheiden zu müssen. Die finstern Männer sahen in das Antlitz ihres jugendlichen Anführers und fanden hier die Bürgschaft des Siegs, der ihrer harrte. Seine Augen glänzten, auf seine Wangen war eine hohe Gluth getreten und um seinen Mund spielte ein leichtes Lächeln:

„Wir haben in Unterwalden zusammen gestanden und gefochten!" sagte er, den Platz vor seiner Schaar einnehmend: „Heute ist der Himmel heiterer, als damals! Wer aus jenen Tagen her eine Schuld an den Feind abzutragen hat, der findet heute gute Gelegenheit. Kommt, meine Freunde! Unsere Zeit ist kurz, unser Weg ist beschwerlich und wenn die Andern die Feinde fortjagen, ehe wir kommen, so wird unsere Schuld immer größer und wer weiß, wann wir sie dann bezahlen können!"

Er ging mit raschen Schritten einer Felsenspalte zu, deren steinbedeckter Boden sich in's Thal hinabsenkte. Hier mußte sich der Haufen auflösen und einzeln verschwanden nach und nach die Männer in der Tiefe der engen Kluft, die sie wie ein düsteres Grab aufnahm.

Der Alpengrund des Hacken zeigte indessen noch immer ein reges Leben. Der erste wilde Tumult war einer bessern Ordnung gewichen, welche die Anführer herzustellen suchten. Das stürmische Jauchzen, das tolle Durcheinandersingen der verschiedensten Volkslieder war in einen einstimmigen Gesang, der ernst und feierlich die Alpen durchhallte, übergegangen und während die einzelnen Abtheilungen nun die Hackenstraße hinab in's Thal von Schwyz zogen, wurden in jenem Gesange die Worte des allgemein beliebten Volksliedes vernehmbar:

Wilhelm, wo bist du, der Telle?
Lehre uns den besten Schuß,
Der an jener blut'gen Stelle
Alle Feinde fällen muß!

Wilhelm, sprich, wo sind die Pfeile
Die gestürzt die Zwingherrschaft,
Die, wie mächt'ge Donnerkeile,
Brachen auch der Burgen Kraft?

Bring uns diese Pfeile wieder,
Mit den Pfeilen auch dein Glück,
Wirf sie uns vom Himmel nieder,
Deine Freiheit gieb zurück!

Immer sind wir deine Söhne,
Dein Blut ist auch unser Blut;
Ob der Feind uns noch verhöhne,
Dein Muth ist auch unser Muth.

Und er soll den Muth empfinden
Aus der alten Tellenzeit,
Fahren hin in seinen Stunden,
Die der Ketzer nicht bereut.

Uns beschützt noch, die dich schirmte,
Sie, die Himmelskönigin,
Die die Wellen um dich thürmte,
Dann dich trug zum Lande hin.

Ihr zur Ehre, ihr zum Ruhme
Ziehn wir in den blut'gen Strauß,
Und in ihrem Heiligthume
Theilt sie einst den Lohn uns aus.

Stutzen drohen, Morgensterne
Blinken in der Sonne Licht,
Aus der Nähe, aus der Ferne,
Hirtenkraft hervor jetzt bricht.

Hirten wissen wohl zu treiben
Heerden von der Alp in's Haus,
Aber auch den Feind zu stäuben,
Aus dem Freiheitsland hinaus!

Die einzelnen Strophen dieses Lieds wurden durch einstimmige Chöre der Alphörner, die in der melancholischen, jedes Schweizerherz tief ergreifenden Weise der Kuhreigen ertönten, unterbrochen. Bald aber klang auch dieser Gesang nur noch schwach und fern aus dem Thale herauf, während der Ruf der Alphörner noch hell und weithin gehört wurde, und man unter den letzten Gestalten, die in dem Passe verschwanden, den unglücklichen Landolin, nebst Gabriel Bendel und einigen Knaben erkannte, welche letztere bemüht waren, das ruhige, friedliebende Thier, auf dem der Stadtjunker thronte, mit Dorngesträuchen und andern schmerzenden Werkzeugen zu ungewöhnlichen Anstrengungen zu reizen.

Drittes Kapitel.

Das Werk ist angefangen, nicht vollendet.

Die hoch gelegene Alpgegend, die noch so eben von dem Getöse einer kriegerischen Unternehmung belebt wurde, welche in ihrem Charakter so sehr von demjenigen ähnlicher Bewegungen unter disciplinirten Truppen verschieden war, zeigte jetzt wieder ein Bild der Erhabenheit und des Friedens, das nur die Natur in ihrer ernsten Würde hervorzubringen vermag. Wo noch eben die Stimme roher Leidenschaften ungezügelt und stürmisch erklungen war, herrschte jetzt ein Schweigen, welches die hohen Bergriesen, die vom Himmel herab auf die grünen Abhänge sahen, zu gebieten schienen; wo tödtliche Waffen im Strahle der Morgensonne erglänzt waren, trat jetzt das sanfte Grün der Wiesen hervor und von den Bergen naheten schon wieder mit

ihrem melodischen Geläute die Heerden, die der Unfriede, die Streitlust der Menschen von ihren gewohnten Weideplätzen vertrieben hatten.

So fanden die jungen Frauenzimmer, die aus dem Thale von Egeri heraufstiegen, das Alpthal des Hacken. Ihr Führer war ihnen vorausgeeilt und betrachtete, auf seinen Stutzen gelehnt, finster den Ort, wo er sich in seinen Hoffnungen getäuscht sah. Elisabeth und Luise konnten, so sehr auch ihre Empfindungen sie bewegten und weiter drängten, sich nicht enthalten, der Anmuth und Größe der Natur, die hier waltete, den Zoll ihrer Bewunderung abzutragen. Sie sahen hier ein neues, fremdartiges Gemälde. Die gigantischen, wunderlichen Felshöhen, welche sie bisher nur aus einer Ferne erblickt, die sie ihrem Auge unbestimmt erscheinen ließ, traten ihnen so nahe, daß sie jede einzelne Kluft, jede mächtige Spalte genau zu erkennen vermochten und nun zum erstenmale mit den Gebilden einer Urwelt vertraut wurden, welche in diesen die Spuren ihrer ungeheuren Kraft zurückgelassen hat. Sie standen noch in Bewunderung verloren,

als der Knabe Jageli von dem Wirthshause wiederkehrte, zu dem er nach einigem Nachdenken geeilt war, und mürrisch sagte:

„Thüren und Fensterläden sind verschlossen. Alle sind schon hinab auf die Ketzer los und wir müssen bessere Kräfte dran setzen, als bisher, wenn wir noch vor dem letzten Schusse, der einen Blaurock trifft, im Thale anlangen wollen. Geht nur rasch den Weg hinab, der hier grad aus in's Thal führt! Ich will indessen dort von der Spitze hinablugen in den Grund von Schwyz, wie weit sie sind, ob die Stutzen schon gut lichten unter den Welschen, ob die Morgensterne ihnen heim leuchten und die Sensen tüchtig mähen unter dem fremden Unkraute, das im Schweizerlande aufgeschossen ist?"

Er sprang von den Mädchen fort, einer Anhöhe zu, die links an dem Wege, den sie eingeschlagen hatten, sich erhob.

„Luise, ich habe mich lange stark erhalten," begann Elisabeth, während sie, dem Rathe des Knaben folgend, mit eiligen Schritten ihren Gang fortsetzten, „aber je näher wir

einem Auftritte kommen, den so viel Entsetzliches bezeichnet, was dem Blicke eines Weibes, was ihrer Seele ewig fremd bleiben sollte, desto mehr fühle ich mich beunruhigt. Ich hoffe, daß diese Regung nur vorübergehend, daß sie nur eine Frucht der Zweifel ist, die immer marternder sind, als jede noch so schreckliche Gewißheit. Ich habe auch alle Erfahrungen, die mich am heutigen Tage treffen können, schon zu oft meiner Phantasie vorgeführt, mich zu sehr mit ihrer Bedeutung vertraut gemacht, als daß die Wirklichkeit selbst mich mit einer Kraft ergreifen könnte, wie es die unbestimmte Erwartung thut. Seit vielen Monaten beschäftigt sich mein Geist mit den Bildern, die ich in wenigen Stunden nun vielleicht in's Leben treten sehe. Sie sollen, sie dürfen mich nicht schwach finden, aber dieser Zeitraum, der noch zwischen ihnen und dem Jetzt liegt — wäre er vorüber!"

„Was du in Monden errungen," versetzte in einem Tone wieder belebter Seelenstärke die Freundin, „das habe ich versucht, während dieses Ganges zu gewinnen. Ich bin freilich eine

andere geworden, als ich früher war und es scheint mir kaum möglich, daß ich jemals wieder jene Heiterkeit des Geistes erlange, die ich gegen den boshaften Landolin gestern Morgens nur noch mühsam erzwingen konnte, daß die Keckheit, der Muth, wieder in meine Seele zurückkehren, die der Bedrängniß des Augenblicks zu trotzen vermochten. Meine Lebhaftigkeit, mein kecker Trotz waren immer nur flüchtige Erzeugnisse der Gelegenheit und dem lange dauernden Eindrucke eines unangenehmen, traurigen Verhältnisses erlag meine Seele immer. Schon als Kind war ich so. Wie oft habe ich nicht unsere gütige Pflegemutter durch ein keckes, unüberlegtes Wort gekränkt! Wenn dann der Oheim durch einen augenblicklichen, scharfen Verweis mich bestrafte, so war ich wohl leichtsinnig genug, ihm wenig oder gar kein Gehör zu verleihen. Aber den stillen und dauernden Kummer der Frau, die ich doch im Grunde recht innig liebte und verehrte, konnte ich nicht gleichgültig ertragen. Hatte er einen Tag gewährt, so blieb die Wirkung, die er auf mich machte, Wochenlang

beharrlich. Erinnerst du dich nicht, mich oft in diese Schwermuth versenkt gesehen zu haben, in diesem Zustande, dem mich nicht die wohlmeinenden Liebkosungen der würdigen Frau zu entreißen vermochten?"

„Es ist wahr!" erwiederte sinnend Elisabeth: „einem plötzlichen, noch so heftigen Eindrucke, der mich erschütterte, konntest du immer kühn entgegentreten und wir haben oft davon gesprochen, daß mich weniger die Dauer einer unglücklichen Lage niederbeuge, als Dich."

„So ist es nun auch," sagte Luise, „in dem unseligen Verhältnisse, das zwischen Lothar und seinem Vater waltet. Ich nahm es Anfangs leicht und erkannte wohl nicht ganz seine schwere Bedeutung. Als Lothar im Landhause erschien und vergebens um Versöhnung mit dem strengen Manne bat, da rief die Macht des Augenblicks meinen Muth hervor. Du weißt, wie ich mich damals offen, vielleicht zu lebhaft aussprach! Seitdem aber ist Alles noch schlimmer geworden, als es war. Vergebens habe ich meine ganze Kraft aufgeboten, dem dauernden Eindrucke nicht zu

erliegen. Mein Muth ward gebrochen, der Auftritt am gestrigen Abend lähmte meine letzte Kraft. Jetzt nehme ich zu Mitteln, die mir gewaltsam scheinen, meine Zuflucht, um dem zu begegnen, was mich erwartet. Ich stelle mir das Schrecklichste, Lothar, von seinem eigenen Vater getroffen, in seinem Blute schwimmend, vor, um das minder Arge, was die Vorsehung verhängen mag, zu ertragen. Ich besinne mich auf alle Uebel, alle Gräuel, die im Kriege etwas Gewöhnliches sind, ich suche mir ein lebendiges Bild davon zu machen, um meinen Blick nicht entsetzt abwenden zu müssen, wo meine Pflege, mein Beistand vielleicht nöthig sind."

„Vorwärts, ihr säumigen Hirten, vorwärts!" unterbrach plötzlich eine seltsam gellende Stimme das ruhige Gespräch der beiden Mädchen. Zugleich sprang eine hagere Mannsgestalt in einem weit zurückgeschlagenen, dem Spiele des Windes preisgegebenen dunkeln Mantel, aus einem nahen Gebüsche hervor ihnen in den Weg. Die Mädchen fuhren entsetzt vor, der unerwarteten Erscheinung zurück. Das Angesicht des Mannes

war von abschreckender Magerkeit, lang gedehnt und todtenbleich, von wilden Leidenschaften zerrissen und verzerrt, seine Augen traten weit aus ihren Höhlungen hervor und trugen jenen unsichern flackernden Glanz, der den Wahnsinn bezeichnet. „Ihr zaudert,“ fuhr er heftiger fort und erhob drohend die dürren Knochenhände gegen die erschrockenen Frauenzimmer, „ihr tragt nicht einmal Waffen, um für die Eidgenossenschaft zu streiten und zu siegen? Ich ahne Verrath. Hütet Euch, hütet Euch vor den bösen Einflüsterungen der Feigheit, hütet Euch, die Sache des Vaterlandes um irgend eines irdischen Gewinnes willen in entscheidenden Augenblicken zu verlassen! Ihr müßt dann bei dem Pfarrer Marianus bleiben, den der Teufel verlockte und nun besessen hält, ihr müßt mit dem Marianus in die Wäggiwildniß und Mitternachts mit ihm tanzen den Fackeltanz auf dem Ezel!“

So sehr die zwei jungen Frauenzimmer durch die Erscheinung dieses wunderlichen und furchtbaren Wesens in Schreck versetzt worden waren, so lag doch in den wild entstellten Gesichtszü-

gen des Mannes, neben dem Ausdrucke des Wahnsinnes, etwas Rührendes, Wehmüthiges und Reuevolles, das ihre Theilnahme erweckte und ihre Blicke an den Unglücklichen fesselte. Sie zitterten, aber vermochten doch nicht zu einer Flucht sich zu entschließen, die ohnehin bei der Behendigkeit und augenscheinlichen Kraft des Unbekannten ein eitles Unternehmen gewesen seyn würde. Er schien jetzt ruhiger, raffte seinen Mantel zusammen und setzte sich mitten in den Weg nieder:

„Seyd ohne Furcht, ihr Knaben!“ fuhr er, indem seine Hände mechanisch einige Steine aufnahmen und mit diesen spielten, in einem sanften Tone fort: „Ich thue Euch nichts, wenn Ihr das Vaterland nicht verrathen wollt und ich glaube nicht, daß Ihr dergleichen im Sinn tragt, denn Ihr seyd noch zu jung dazu und der Verrath reift erst mit den Jahren. Wart Ihr auch wohl schon auf dem Ezel, wo der Pfarrer Marianus die Schweizerfreiheit in's Grab läutete? Es ist nun wohl schon lange her, aber mir dünkt es, als wenn diese Unglücksstunde

ewig dauerte, als ob sie keine Zukunft hätte und nie zur Vergangenheit würde! Horch, unten im Thale läutet's! Da soll ein Kindlein geboren werden, die neue Schweizerfreiheit. Laßt sie läuten! Das Kindlein kommt zur Welt, aber sein Leben währt nur wenige Tage. Das Kindlein wird fröhlich seyn und lustig in die Welt schreien und die Leute werden sich seiner Kraft erfreuen, aber wenn es dann stirbt, wenn es von vielen Tausenden zu Grabe gebracht wird, dann ist die Trauer im weiten Schweizerlande allgemein und die Hirten werden erfahren, daß das starke Kind ihr Glück und ihr Heil, ihr Hab' und Gut mit in das Grab genommen hat."

Er schwieg einige Augenblicke und sah nachsinnend auf die Steine, mit denen er noch immer bewußtlos spielte. Die Mädchen wollten einen Versuch machen, an ihm vorüberzukommen, allein er wies sie mit beiden erhobenen Händen zurück und sprach in einem umgewandelten, melodischen Tone weiter:

„Seht über mich hinaus, ihr Hirtenknaben, nach den grünen Bergen von Unterwalden! Dort

liegt ein einsames Thälchen, dessen Wiesengrund ein ruhiges Bächlein durchfließt und das rings mit lieblichen Alpen umgeben ist. Dort lebte einst ein frommer Mann, der Bruder Claus. Er trug nicht die Frömmigkeit blos zur Schau, wie es so viele andre gethan haben und noch thun, er trug sie im Herzen. Viele Leute wallten zu seiner Hütte, denn ihm war göttliche Kraft verliehen wegen seines frommen Lebenswandels und wo er die Hand auflegte, da wichen Krankheit und andre körperliche Gebrechen; Er heilte aber nicht blos die Siechen an Leib, sondern auch die an Geist. Sein Wort der Liebe beschwor den Sturm, der sich in feindseligen Gemüthern erhoben hatte, und wenn die Schweizermänner in toller Wuth einander gegenüber traten und die Waffen erhoben, um Freundes- und Brudermord durch das weite Land zu tragen, dann erschien er wie ein Engel des Segens, und die noch eben an Mord und Blutvergießen dachten, vereinigte seine Mahnung in Liebe und Eintracht. Zu Sachseln in der Kirche hängt noch sein härenes Kleid und tausend Lippen küssen

es in dankbarer Erinnerung und tausend Herzen schlagen höher unter dem frommen Kuße. Warum sind wir nicht alle geworden, wie der fromme Bruder Claus, wir, die wir gleich ihm berufen waren, Liebe und Eintracht zu predigen? Warum haben wir zu Mord und Blutvergießen aufgefordert, da es uns oblag, beides zu verhüten oder zu vermindern? Die alte Schlange ward lebendig in uns," schrie er, sich selbst antwortend, in jenem gellenden, Entsetzen erregenden Tone und sprang mit einer wilden Bewegung auf, „die alte Schlange kam in unsere Herzen und grub sich fest hinein mit den Giftzähnen des Hochmuths und des Eigennutzes, der Herrschsucht und des Hasses. Die alte Schlange ist an Allem schuld. Wir fühlten nicht, daß sie uns tief im Herzen saß, denn ihr Odem fächelte uns in eine sanfte Bewußtlosigkeit, während sie fort und fort im Innern nagte und ihr Gift ergoß. Die alte Schlange soll büßen. Auf, ihr treuen Hirten, zum Kampfe gegen die tausendjährige Feindin des Menschengeschlechts! Hört Ihr sie zischen, hört Ihr sie klappern mit den

giftbergenden Ringen? Laßt uns muthig mit ihr streiten, sie muß erliegen und verderben, und dann wird es wieder besser in der Welt, dann treiben die Heerden wieder sicher an den Bergen, dann ertönen die Alphörner wieder in sanften fröhlichen Weisen, dann lächelt die heilige Gottesmutter wieder huldreich von ihrem neuerbauten Throne, den die Ketzer vergebens umstürzten."

Was der Unglückliche für das Zischen und Klappern der Schlange, die sein Gewissen quälte, hielt, war ein heftiges Gewehrfeuer, das plötzlich aus dem Thale heraufschallte. Die Angst, die Ungeduld der beiden jungen Frauenzimmer, denen der Wahnsinnige noch immer den Weg versperrte, stieg von Augenblick zu Augenblick. Jetzt mischten sich auch die einzelnen Donnerschläge der Kanonen in das Gewehrfeuer und der Pulverdampf stieg in dunkeln Wolken aus dem tief liegenden, dem Auge der Mädchen noch verborgenen Thale herauf. Sie fühlten, daß eine schwere Stunde ihres Lebens gekommen war. Jeder Augenblick bedrohete ein theures Leben.

Die rasch aufeinander folgenden Schüsse dünkten ihnen wie flüchtig zugezählte Pulsschläge, in denen sich die Herzen ihrer Angehörigen noch bewegten, um vielleicht im nächsten Momente still zu stehen — und immer bannte sie noch der böse Dämon, der sich ihnen in den Weg geworfen hatte, und sie nicht von der Stelle ließ, indem er regungslos in das Thal hinab starrte und lauschte!

Da erschien endlich zu ihrem Troste der Knabe Jageli auf einer Anhöhe zur Seite des Weges. Seine Wangen glühten, seine Augen blitzten, er schien von wilder Ungeduld, an dem Kampfe Theil zu nehmen, beseelt zu seyn. Er warf einen Blick in den Hohlweg, wo die beiden geängstigten Mädchen sich dem Wahnsinnigen gegenüber befanden und um Hülfe zu ihm heraufwinkten. Er erkannte den Unglücklichen, er schlug ein schallendes, rohes Gelächter auf.

„Hey, toller Marianus, was willst du hier?“ rief er höhnisch hinab. „Hier ist nicht die Sanct Meinradus-Capelle auf dem Ezel, wo du die Schweizerfreiheit verspieltest, hier ist

nichts zu verrathen, denn du bist allein hier und deiner Hülfe können heute die Hirten entbehren. Hebe dich weg oder ich sage das Sprüchlein, das dich bannt und deine Seele quält, wie die feuerige Lohe der Hölle die Verdammten!“

Der Wahnsinnige schien ihn nicht zu hören. Er sah immer nach der Gegend, wo das Schiessen jetzt heftiger wurde, er hatte eine aufmerksame Miene angenommen, als sey ihm viel daran gelegen, jeden einzelnen Ton, der im Thale laut wurde, genau zu vernehmen.

„Er will es nicht besser haben,“ rief jetzt der Knabe, „und da muß ich ihm wohl wehe thun mit dem Spruche, den er nicht ertragen kann. Halloh, Marianus, kennst du das Lied:

Wilhelm, wo bist du der Telle?“

Auch diesesmal verfehlten diese Worte, welche Jageli mit heller, lauter Stimme in den Hohlweg hinabsang, die Wirkung nicht, die uns noch von der nächtlichen Wanderung Gabriel Bendels mit Walter Brenni erinnerlich ist. Wie von dem Schlage einer unsichtbaren, mäch-

tigen Hand getroffen, fuhr Marianus zusammen, blickte hinauf nach der Anhöhe, wo der finstere Knabe mit dem Stutzen bewaffnet stand und stürzte dann mit einem schmerzlichen, die Mädchen tief erschütternden Geheul in das Gebüsch zurück. Noch lange hörte man in der Ferne diesen Wehelaut aus dem Thale herauf, in das der Wahnsinnige über Klippen und Felsenabhänge, auf einem Wege, den kein Vernünftiger zu betreten gewagt haben würde, hinabeilte, bis endlich dieser traurige Ton in dem Getöse des Schiessens verhallte und von den zitternden Frauenzimmern nicht mehr vernommen wurde.

„Sie sind aneinander!“ sagte der Knabe, indem er die steile Wand zur Seite des Hohlweges mit Blitzesschnelle hinabglitt und unerwartet vor den Mädchen stand. „Aus der Hackenstraße sind die Ketzer glücklich herausgeschlagen und vom Berg herab ist ihnen eine Schaar kühner Schützen in den Rücken gekommen, die wohl aufräumt in ihren Reihen. Aus dem Muottathal dringen Haufen von Hirten hervor und es bleibt den Welschen nichts übrig, als ihr Blut herzugeben

oder Wasser zu trinken im Vierwaldstädtersee. Kommt, ihr Jungfern! Wir müssen unsere Schritte verdoppeln, wenn wir den Tanz noch in der Nähe sehen wollen. Ihr seyd ja Schweizermaidli und die scheuen das Feuer nicht, das den Feind des Vaterlandes verzehrt!"

Es schien Luisen, als werfe der Knabe bei diesen Worten einen finstern, boshaften Blick auf sie. Beide Mädchen erkannten einen Zug von Grausamkeit, von einer, wie es ihnen dünkte, blutdürstigen Freude in seinem Angesichte, der es noch mehr entstellte, als der bisher dargelegte düstere, drohende Trotz.

„Wir sind Schweizerinnen und sind stolz darauf, uns so zu nennen," erwiederte Luise mit einer Heftigkeit, die von ihrem Widerwillen gegen Jageli, von ihrem Unmuthe über dessen Worte, in denen für sie ein bitterer Hohn lag, erzeugt wurde. „Wir lieben beide das Vaterland, wir verabscheuen das Joch, unter welches die freien Männer ihre Nacken beugen sollen, aber wir verabscheuen auch das rohe Gelüst, das sich an blutigen Opfern erfreut, das über dem todten Feinde

ein Jubelfest begeht. Es ist schlimm genug, daß Blut fließen muß. Freilich kann nur so die alte Freiheit, das Ehrwürdigste und Heiligste wieder errungen werden! Aber niemand mag sich dieser Nothwendigkeit erfreuen, jeden Gutgesinnten muß Schmerz und Trauer ergreifen, daß Menschenglück durch Menschenblut erkauft werden muß. Und nun genug deiner Bemerkungen, Knabe! Dein Geschäft ist es, uns zu führen, nicht durch dein unnützes Gerede uns zu belästigen."

Der Knabe lächelte höhnisch vor sich nieder, allein er entgegnete nichts. Er war jetzt schon mit seinen Gedanken unten im Thale bei den Streitenden. Sein Gang beschleunigte sich so sehr, daß die Mädchen Mühe hatten, ihm zu folgen und ihn im Auge zu behalten. Während sie mit flüchtigen Schritten den steilen Weg hinabeilten, sagte Luise:

„Ich konnte nicht länger schweigen! Dieser Knabe hat Etwas in seinem Wesen, in seiner Art zu sprechen, in den Blicken, die er tückisch aussendet, das mich schon den ganzen Weg über quält und zu einem Ausbruche meiner Empfin-

dungen reizt, dem ich nicht länger Einhalt zu thun vermochte. Jetzt ist mir besser, jetzt athme ich freier und selbst das Getöse aus dem Thale herauf macht nicht mehr einen so schrecklichen Eindruck auf mich, wie bisher."

Elisabeth erwiederte nichts. Jeder Augenblick konnte jetzt die Gegend unter ihnen aufthun und eine Szene kriegerischer Verwirrung zeigen, welche durch den Reiz ihrer Neuheit nicht für die Empfindungen der Besorgniß, die sie einflößen mußte, zu entschädigen vermochte. Das Mädchen schien heute eine ungewöhnliche Kraft zu besitzen. Sie war immer Luisen voran, dem Knaben Jageli nahe, so daß sie das halblaute Selbstgespräch, welches dieser mit sich führte, und das nicht ohne Interesse für sie war, hören konnte.

„Die feigen Schelme!" sagte Jageli, indem er immer hastig vorwärts eilte, zu sich selbst: „Sie halten fest zusammen, weil sie sich fürchten, Mann gegen Mann zu kämpfen, wo bald unsere Leute den dürren Welschen ein Schwingfest geben würden, von dem noch lange gespro-

chen werden sollte auf der Alp. Horch! das war wieder ein Schießen von den Ketzern. Sie schießen zugleich, aber sie treffen nicht viel, denn ihre Augen sind schwach, wie die einer alten Frau und ihre Gewehre sind krumm, wie die Stecken der Geisbuben. Ha, da höre ich unsere Stutzen! Das ist ein anderer Klang! Das knittert und knattert in einzelnen Schüssen eine Viertelstunde lang und jeder Schuß trifft seinen Mann und der Schütz konnte es voraussagen, welchen Knopf am Rocke seine Kugel eindrücken sollte. Da antworten die Welschen wieder, aber ihr Feuer ist schwächer, sie sind weiter zurück gen Brunnen hin, sie weichen! Die verdammten Kanonen! Wie sie donnern und nachhallen durch die Berge hin, als wollte ein Gewitter vom Himmel sein Wort mit drein sprechen! Sie führen einen bösen Hagel, der manchen wackern Hirten meuchlerisch niederstrecken kann in dem Augenblicke, wo er seinen Feind aufs Korn genommen hat, und er sicher ist, ihm das Lebenslicht auszublasen. Jetzt schießt es weiter links. Das sind Stutzen, das ist ein Angriff der Schweizermänner! Sie

Bayerische Staatsbibliothek München

dringen näher heran aus dem Muottathale, von der Frohnalp herab und aus dem Sisigergrunde hervor. Horch! Wie die Ketzer getrieben werden von den Hirten! Sie feuern immer matter, immer ferner tönt ihr Schießen. Sie sind wie eine Heerde Hämmel und was der Leithammel thut, das äffen sie im Augenblicke alle mit einander nach. Es muß nur knallen im nämlichen Augenblick aus allen Röhren, ob aber jeder gehörig sich ein Ziel für seinen Schuß gesucht hat, darauf kommt's nicht an, denn sie meinen, sie hätten Pulver und Blei wohlfeil, weil sie Beides stehlen!"

Ein entsetzlicher Donnerschlag aus dem Thale, von welchem die Atmosphäre bis zu der Stelle des Gebirgs herauf, wo die Wandrer sich befanden, erschüttert wurde, unterbrach das Selbstgespräch Jageli's. Die Mädchen hemmten bestürzt ihre Schritte, auch der Knabe blieb stehn und sann einige Augenblicke nach.

„Das muß ein Pulverkarren gewesen seyn, der wie ein feuriger Drache gen Himmel gefahren ist," sagte er dann. „Da mag es zerschmet-

Bayerische Staatsbibliothek München

terte Arme und Beine genug unter den Ketzern geben, denn bei ihnen ist er aufgeflogen, sie nur schleppen so viel Pulver mit sich, weil sie ihrem eigenen Muthe und ihrer eigenen Kraft nicht vertrauen. Sind auch von den Hirten mit dabei gewesen, so finden sie gute Aufnahme bei den Heiligen und die Muttergottes hält sie nun in ihren Armen und will ihnen wohl, als ihren treuen Kindern."

Er bekreuzigte sich und eilte dann wieder im Fluge vorwärts. In großer Aufregung folgten ihm die jungen Frauenzimmer. Ein Bild des Entsetzens mehr war vor ihre Seele getreten und ohne daran zu denken, daß der Anblick der Wirklichkeit noch weit schrecklicher seyn müsse, folgten sie nur dem Drange ihrer Ungeduld, dem Gebote ihres Herzens, das die peinigenden Zweifel über das Geschick ihrer Lieben kaum noch länger ertragen konnte.

Bald erreichten sie eine Wendung des Weges, die zu einer offenen Stelle führte, von der sie nun in seinem ganzen Umfange das kriegerische Ereigniß, das sich im Thale begab, überschauen

konnten. Welche Szene der Verwirrung, des Grauens und eines wilden Tumults, der allein hinreichend war, ein zartes Frauengemüth zu betäuben und aller Besonnenheit zu berauben! Nur in einer viertelstündigen Entfernung etwa lag der Flecken Schwyz, malerisch an den Berghalden hingebreitet, vor den Blicken der Freundinnen, deren Fuß an diese Stelle gefesselt blieb. In den Wegen, welche sich zwischen den Häusern hinzogen, herrschte ein vollkommener Friede und nichts ließ in dieser Entfernung erkennen, daß hier noch vor kurzer Zeit der Kampf blutig gewüthet, daß er hier begonnen habe und dann weiter hinweg, seiner Entscheidung näher gedrängt worden sey. Aber gleich hinter den letzten Gebäuden von Schwyz erhob sich eine Dampfwolke, die sich über das Thal hin gen Brunnen am Vierwaldstädtersee ausbreitete, die ihre langen grauen Arme in die Seitenthäler zur Linken ausstreckte. Hoch über die Dampfwolke herab sahen still und ernst die Gipfel der Frohnalp, des Achsen, der Mythen und der silberglänzenden Windgelle. In ihrer unwandelbaren Ruhe lag eine

stolze Verachtung des wilden, irren Treibens zu ihren Füßen, der Vernichtungswuth, die ein und dasselbe Geschlecht ergriffen hatte. Oft wallte an einzelnen Stellen der graue Schleier, der auf der Szene im Thale lag, empor, er zerriß, vom Winde ergriffen, in weite Spalten und dann zeigten sich die blitzenden Gewehre der noch immer tapfern Widerstand leistenden Franzosen, ihre dunkeln Massen, gemischt mit denen der Hirten, langsam von der Uebermacht gegen das Seeufer hingedrängt. Ueber einer Stelle schwebte hoch oben in der Luft eine dunkle Rauchwolke. Unten war ein Raum frei, den man zur Hälfte überblicken konnte. Da lag ein schwarzer Trümmerhaufe, da lag eine dunkle Masse, die das Ansehn vieler aufeinander gethürmten Leichen hatte; da war jene furchtbare Explosion erfolgt, deren Getöse die Freundinnen mit Entsetzen erfüllte!

Sie standen mit verschlungenen Händen und sahen schweigend auf den wogenden Kampf. Jeder freie Blick durch den Dampfschleier wurde hastig aufgefaßt, um zu einer genaueren Gewißheit über den Stand der Sache zu gelangen.

Aber nicht was die Mädchen sahen, das was sie hörten, war geeignet, ihre Festigkeit zu erschüttern! Wenn der betäubende Lärm des Schießens für einige Augenblicke schwieg, dann drang es herauf aus dem Thale wie Wehegeschrei der Verwundeten und Sterbenden. Mochte die gereizte Phantasie der Mädchen hier die Schrecken der Wirklichkeit vermehren, mochte sie ihnen das ferne Kampfgeschrei der Hirten als jene herzergreifenden Klagelaute unterschieben, genug! sie fühlten sich bei diesen Tönen von einem Schauder durchbebt, der ihren besten Muth lähmen zu wollen schien. Hat einmal die Phantasie ihre Macht thätig werden lassen, so kennt sie in deren Uebung keine Schranken mehr. Sie überfliegt alle, weil ihre Heimath das All ist, es genügt ihr nicht das Schreckliche, es erfreut sie nur, das Schrecklichste hervorzuzaubern. So erwies sie sich auch in ihrer Wirkung auf die beiden Freundinnen. Konnte nicht in diesem Augenblicke der edle Greis, den sie wie einen Vater ehrten, von Wunden schwer getroffen, in seinem Blute gebadet, seine Schmerzenslaute jenen beigesellen, die im tief erschüt-

ternden Chore von dem Kampfplatze heraufdrangen? Wer bürgte dafür, daß dieser einzelne, verirrte Klageton sich nicht der Brust des geliebten Vincenz, nicht der des ebenso geliebten und unglücklichen Lothar's entrang? Die Mädchen zitterten. Sie fühlten ihren Muth von Augenblick zu Augenblick abnehmen und Elisabeth erkannte zuerst, daß es besser sey, diesem Auftritt der Verwirrung nahe zu treten, sich in seine Schrecknisse zu mischen, um die Wahrheit zu erfahren, als hier ein grauenvolles Räthsel vor Augen zu haben, dessen zweifelhafte Auflösung die Seele auf eine grausame Folter spannte.

„Hier ist nicht gut weilen!" sagte sie zu Luisen, indem sie vom Rande des Abhanges zurücktrat und die Freundin mit sich zog. „Diese Bilder, wie sie sich aus dem Dampfe einzeln hervordrängen, geben uns doch nur einen undeutlichen Begriff des Ganzen, sie führen uns zu keiner Erkenntniß, die uns frommt, und das entsetzliche Getöse, alle diese Töne, deren Ursprung wir nicht mit Gewißheit einsehn, sind gemacht, uns in einem Augenblicke zu verwirren, wo wir

unserer vollen Besonnenheit und Geistesgegenwart bedürfen. Komm, Luise! Wir haben vielleicht schon zu lange gezaudert und da gefehlt, wo unsere Hülfe nöthig war."

Sie sprach diese Worte mit ihrer gewöhnlichen Ruhe und Sanftmuth. Wer sie nicht näher kannte, hätte nimmer geahnt, daß diese zarte Gestalt, daß dieses liebliche Wesen, dessen Rede so mild klang, sich im Innern so stark zu machen gewußt habe, wie es ein Unternehmen, vor dem gewiß viele ihres Geschlechts zurückgeschreckt seyn würden, erheischte. Indem sie mit der Freundin den Hügel hinabstieg, bemerkten beide, daß ihr Führer, von seiner Ungeduld, an dem Kampfe Theil zu nehmen, überwältigt, sie verlassen hatte und schon weit voran, den ersten Häusern von Schwyz nahe war. Sie konnten nicht mehr irren, sie sahen ihr Ziel vor Augen und beschleunigten nun auch ihre Schritte, die sie bald an den Fuß der Gebirge, in den schönen Wiesengrund, der sich längs des Hacken und der Mythen hindehnt, brachten.

Viertes Kapitel.

Wir wagten es, ein schwaches Volk der Hirten,
In Kampf zu gehen mit dem Herrn der Welt!

Vincenz hatte mit der auserwählten Schaar tapfrer Männer, die ihn begleitete, alle Schwierigkeiten, welche der gefährliche Felsenpaß bot, glücklich überwunden. Als sie aus der düstern Schlucht, die sie bis dahin verborgen, heraustraten, sahen sie eben die Hirten von der Hackenstraße herabstürmen, sie hörten noch den vaterländischen Gesang aus ihren hintern Reihen hervortönen und den Ruf der Alphörner, der begeistrungsvoll in ihre Seele drang. Die Augen der Männer blitzten, sie untersuchten die Schlösser ihrer Stutzen und blickten fragend auf ihren Anführer. Dieser hatte eine erhabene Stelle auf einem vorspringenden Stein eingenommen. Er erforschte mit kundigem Blicke den Stand der

Angelegenheiten. Einige Erdwälle, welche die Franzosen in Eil aufgeworfen und mit den wenigen Feldstücken, die sie mit sich führten, besetzt hatten, droheten den Hirten, die in dichten Massen aus dem Hohlwege hervorströmten, sehr gefährlich zu werden. Der Feind hatte das Terrain mit Umsicht benutzt, eine kleine Schaar konnte sich hier lange der Uebermacht erwehren und ihre Anstrengungen vereiteln. Vincenz glaubte unter den ersten Männern, die vom Hakken herabdrangen, die hohe Gestalt seines Vaters zu erkennen. Sein Herz klopfte ungestüm, er sah mit Besorgniß auf die Geschütze, die bereit waren, jeden Augenblick Tod und Verderben den Angreifenden entgegenzusenden. Da blitzte es auf von ihnen, da durchhallte ihr Donner das weite Thal. Odemlos stand Vincenz und harrte, bis der verhüllende Dampf aufgestiegen war. Er durfte freier athmen, er sah wieder jene hohe Gestalt, die jetzt in stürmischer Eile mit den übrigen auf die Erdwälle eindrang.

„Es ist Zeit!" rief er den seinigen zu, indem er von der Erhöhung herabsprang. „Es gilt

jetzt einen Wettlauf zu thun, wie ihn die Gemsen machen, wenn ihnen die Jagd auf den Fersen sitzt. Mir nach, meine Freunde! Dieser Graben läuft gerade gegen die Wälle hin und von ihm verborgen, sind wir dem Feind im Rücken, ehe er zum zweitenmale seine Stücke auf unsere Kampfgenossen abfeuert!"

Er sprang zuerst in den Graben, dessen Seitenwände ihn beinahe bis zur Brust verdeckten. Mit tief gekrümmtem Rücken flog er nun in einer Schnelligkeit, wie sie Uebung und Jugendkraft ihm gestatteten, durch den engen Raum und über den schmalen Grund, dessen Unebenheiten ihn nicht aufhalten konnten. Walter Brenni, Ulli Flüeli und die übrigen Schützen folgten seinem Beispiele. Die Stille, welche über diesem Unternehmen waltete, wurde nur durch das Geräusch der Schritte und das keuchende Odemholen der Männer unterbrochen. Um so lauter ging es jenseits am Hackenpasse her. Da knallten unaufhörlich die Stutzen der Hirten, da war ihr Gesang in ein wildes Ge-

schrei übergegangen, da antwortete ihnen das regelmäßige Feuer der Feinde.

Der Raum, den Vincenz und die seinigen zu durcheilen hatten, ehe sie im Rücken der Wälle anlangten, war nicht bedeutend; der eilige Flug, mit dem sie ihn zurücklegten, brachte sie in kurzer Zeit an die Stelle, welche Vincenz zum Angriffe bestimmt hatte. Der Feind war zu sehr mit den Hirten, die von dem Gebirge her andrangen, beschäftigt, um die Ankunft der kleinen, aber große Gefahr drohenden Schaar zu bemerken. Geräuschlos entstieg sie dem Grunde, der sie bisher verborgen gehalten hatte. Sie befand sich in einer Entfernung von etwa fünfzig Schritten von den Wällen, sie stand da wie eine dunkle Wetterwolke, die Stutzen waren angeschlagen und der Befehl des Führers wurde erwartet, um die sicher treffende Kugel auszusenden.

„Walter Brenni und ich nehmen die Männer bei den zwei Kanonen auf's Korn," sagte hastig Vincenz. „Sonst zählt ein jeder von der Rechten zur Linken seinen Mann, und es müßte schlimm seyn, wenn fünfzig geübte

Gemsschützen nicht fünfzig Blauröcke auf diese Schußweite treffen sollten."

Der Dampf hatte sich erhoben und ließ einen freien Blick auf die Wälle. Vincenz sah deutlich, wie die Kanoniere die glühenden Lunten erhoben hatten und im Begriff waren, sie auf die Zündlöcher niederfallen zu lassen. Wenn jetzt die Geschütze sich entladeten, so mußte ihre Wirkung schrecklich seyn, da die Stürmenden sich in einer Nähe befanden, die sie einem sichern Verderben aussetzte. Jetzt sah er noch einmal die hohe Gestalt des Vaters in den vordern Reihen, er sah das Silberhaar des ehrwürdigen Hauptes im Sonnenlicht erglänzen. Da wurde sein Schuß das Zeichen zum allgemeinen Angriff der seinigen, da waren die Männer bei den Geschützen gefallen, da bedeckten noch viele andre, die eben noch kühn und trotzig dem Sturme gestanden, mit ihren Leichen den Boden.

Ein froher, allgemeiner Ruf der Alphörner beantwortete das Feuer der kühnen Schützen. Unter den Feinden hatte dieser unerwartete Angriff Bestürzung und Verwirrung verbreitet.

Sie sahen ein, daß sie dem doppelten Andrange nicht widerstehen konnten, sie beschlossen, sich auf die Abtheilungen zurückzuziehn, die von Schwyz bis gegen das Seeufer bei Brunnen aufgestellt waren, und führten diesen Entschluß mit einer Ruhe und Ordnung aus, die nur die Besonnenheit und Kriegserfahrung ihrer Anführer möglich machten.

Während sie in einer Ehrfurcht gebietenden Haltung, die Mündung der Geschütze nach ihren Gegnern gekehrt, ihren Rückzug bewerkstelligten, drangen die Hirten von allen Seiten mit Jubelgeschrei über die Wälle ein. Hier lagen viele Verwundete und Sterbende zwischen Todten, deren Leiden ein früheres und glücklicheres Ende gehabt hatten. Die wüthenden Landleute kannten jetzt keine Mäßigung mehr. Dem Rohen ist nichts heilig, wenn er einmal die Fessel, welche ein feindliches Lebensverhältniß seiner Leidenschaften anlegt, abgestreift hat. Sie stürzten sich auf die Wehrlosen, unter denen so manche nur durch eine leichte Verletzung zurückgehalten worden, sich ihren Gefährten anzuschließen, sie thaten es mit

der Blutgier von Raubthieren, denen ihr Opfer nicht entgehn kann, sie mißhandelten selbst in blinder Wuth die Leichen, die nichts mehr empfinden konnten. Weiber waren mit ihnen, die, zur Schande ihres Geschlechts, sie noch in Grausamkeit überboten, die ihre eigenen Kinder aufforderten, ihnen in dem Geschäfte, die Wehrlosen zu Tode zu martern, beizustehn. Nur wenige der Gefangenen wurden durch die Anführer mit Lebensgefahr und indem sie sich den Beschimpfungen der rohen Menge aussetzten, gerettet. Unter dieser Beschäftigung begegneten sich Vincenz und sein Vater. Der Greis reichte dem Sohne die Hand und sagte mit glänzenden Blicken:

„Lothar war nicht bei diesen. Ein verwundeter Franzose, dem ich das Leben rettete, hat mir Nachricht von ihm gegeben. Er steht drunten am See, er bewahrt dort die Fahrzeuge, die man für die beabsichtigte Einschiffung zusammengebracht hat. O, Vincenz, laß unsere Augen wachsam, laß unsere Arme thätig seyn für ihn! Die Stimme der Natur ist laut geworden in mir und wenn ich den Unglücklichen auch nicht

zu entschuldigen, nicht zu rechtfertigen vermag, so hat mich doch die ungeheuerste Vaterangst ergriffen um das Geschick, das ihn in jedem Augenblicke treffen, das dem Kinde, dem deine Mutter auch Mutter war, Verderben bringen kann. Diese Vaterangst spannt alle meine Nerven zu einer Kraft, die jedem äußern Eindrucke trotzt. Laß uns immer voran seyn, mein Sohn, in den ersten Reihen der Streitenden! Mein Leben hat jetzt keinen Werth für mich, ich habe nur Gedanken für das seinige und wenn er uns sieht, wenn er den Vater und den Bruder sich gegenüber erblickt, dann kann er nicht bleiben, dann treibt es ihn fort von dem schrecklichen Zusammentreffen und dieser Augenblick, seine Macht über das Herz des Sohnes und Bruders, gereicht ihm zur Rettung!"

Es war nicht Zeit sich in weitere Ueberlegungen einzulassen. Vincenz fühlte Alles, was sein Vater empfand; er fühlte mehr, denn die Theilnahme an dem Greise, in dessen Seele endlich die Strenge, mit der er die Rechte des Vaterlandes gegen das eigene Blut geschützt hatte,

zu weichen begann, konnte ihm selbst in diesen stürmischen Augenblicken nicht fremd bleiben.

„Wir wollen über Lothar wachen und ihn erhalten, wenn wir es vermögen!“ antwortete er gerührt dem Vater. „Was auch geschehe, der Gedanke an ihn soll mir immer gegenwärtig bleiben!“

Indessen hatte der Aufenthalt der Hirten innerhalb dieser Erdwälle dem Feinde einen Vortheil gewährt, den er wohl zu nutzen verstand. Nur von einzelnen, vorspringenden Schützen beunruhigt, erreichte er den Flecken Schwyz und schien hier in einer drohenden Stellung einen neuen Angriff erwarten zu wollen. Von den Anführern gesammelt und hierzu aufgefordert, verließen die Hirten bald den eroberten Punkt und drangen in stürmischer Eile gegen die Stelle vor, wo die Gegner sich wiederum festgesetzt hatten. Frohlockend tönten die Alphörner durch das Thalgelände und tausend Stimmen vereinigten sich zum Schlachtgesange, indem sie die Strophe des uns bereits bekannten Liedes wiederholten:

„Hirten wissen wohl zu treiben
Heerden von der Alp in's Haus,
Aber auch den Feind zu stäuben
Aus dem Freiheitsland hinaus."

Ein mörderisches Feuer empfing sie, als sie in dichten Massen dem Feinde nahe gekommen waren. Die Geschütze sprüheten einen Kartätschenhagel, das regelmäßige Gewehrfeuer wirkte in der geringen Entfernung verderblich. Die Hirten wankten. Viele der ihrigen waren gefallen, viele lagen sterbend am Boden und empfingen von den Mönchen, die den Zug begleiteten, das heilige Sacrament. Waßmer sah den Sohn an seiner Seite schwanken und bleich werden.

„Bist du verwundet, Vincenz?" rief er, indem seine Blicke mit dem Ausdrucke väterlicher Besorgniß über ihn hinflogen.

„Es ist nichts!" antwortete der Sohn und lächelte. Eine Kugel hatte ihn am linken Arme gestreift, er verbarg dem Vater das Blut, das aus der Wunde niedertropfte.

Indessen hatten die Hirten, durch den Verlust, den sie erlitten, klüger gemacht, sich rasch

in eine weite Linie ausgedehnt, um nun die Stellung des Feindes von mehrern Seiten anzugreifen. Zugleich vernahm man ein lebhaftes Schießen aus dem links gelegenen Muottathale herauf und sah von dorther eine starke Abtheilung frischer Landleute hervorbrechen. Die Franzosen mußten sich, wollten sie nicht vom Seeufer abgeschnitten werden, zu einem zweiten Rückzuge entschließen. Bei diesem hatten sie nicht ganz dasselbe Glück, wie bei dem ersten. Hart auf dem Fuße drangen ihnen die Hirten nach. Durch die Straßen von Schwyz zog sich ein mörderischer Kampf, aus den Fenstern der Häuser wurde von den Weibern und Kindern herabgeschossen und mancher Franzose in der Mitte der seinigen zu Boden gestreckt. Sie wütheten, aber es blieb nicht Zeit zur Rache, die Gefahr drängte und jeder Augenblick des Verzugs konnte demjenigen, der ihn wagte, verderblich werden. Endlich erreichten sie den Ausgang des Ortes. Hier überließen sie es einem starken Posten, der bisher keinen Theil an dem Gefechte genommen hatte, ihren Rückzug zu decken und bewegten sich in ei-

ner Eile, die einer Flucht immer ähnlicher ward, dem Seeufer von Brunnen zu. Die Hirten, von Wuth und Rachedurst beseelt, von fanatischen Mönchen angefeuert, stürmten ihnen nach, ohne sich bei dem Posten aufzuhalten. Den Angriff gegen diesen überließen sie den Nachkommenden. Sie wollten alle Welschen vernichten, keiner sollte einen rettenden Kahn erreichen, auf dem er die Nachricht ihrer Niederlage in das französische Hauptquartier überbringen konnte.

Unaufhaltsam drängte sich das Wogen des Kampfes dem Vierwaldstädtersee zu. Aber jener Posten, den man Anfangs gering geachtet, ließ bald die vorüberstürmenden Hirten seine Wichtigkeit erkennen. Es gab bedeutende Lücken in ihren Reihen und einer ihrer Anführer hielt die leidenschaftlich entflammten Streiter vom weitern Vordringen zurück, um erst den gefährlichen Feind im Rücken zu vernichten. In wenigen Augenblicken war der Posten von der Uebermacht umzingelt. Die Hirten thaten keinen Schuß. Mit Keulen und Kolben wurden die Feinde niedergeschmettert und bald stand nur einer von

ihnen noch auf einem Hügel vor Leichen, ein Krieger von hoher, mächtiger Gestalt, der mit einer Kraft und Gewandtheit, vor der die Landleute selbst Achtung hatten, in raschen Kreisen das umgekehrte Gewehr um sich herschwang und sein Leben theuer verkaufen zu wollen schien.

„Schießet ihn nieder!" riefen viele Stimmen. „Nein, nein!" schrieen andre dagegen. „Was soll der Ketzer vor den übrigen voraus haben? Der Kolben ist gut genug für ihn."

Da drängte sich Gabriel Bendel durch die Menge, sah den Kämpfenden einige Augenblicke starr an und rief dann:

„Haltet ein, ihr Leute! Der ist mein, den muß ich lebendig haben. Wir haben eine alte Sache mit einander auszumachen, die schon so viele Jahre zählt, wie er selbst, und wenn noch Recht und Billigkeit unter den Hirten lebt, so macht ihn mir keiner streitig. Ich gebe euch für ihn drei andre, noch dazu Cavalleristen: den Regierungscommissär mit seinen Frohnknechten. Aber an's Leben dürft ihr denen auch nicht. Ich habe eine gewisse Bürgschaft für sie übernommen,

ich habe sie durch List hierhergelockt und sie sind gestraft genug dadurch, daß sie wie blinde Murmelthiere in die Falle gegangen sind. Ich denke, wir sperren sie alle vier zusammen in einen wohlverwahrten Keller ein. Da finden sie Zeit, es unter sich in's Reine zu bringen, wer am Wenigsten werth ist, ein Helvekler oder ein französischer Ketzer?"

Mit einem rohen Beifallsgelächter ward diese Aeußerung Gabriels von der Menge aufgenommen, deren Aufmerksamkeit sich jetzt theilte, indem sie sich auch nach Landolin und seinen Begleitern wandte, die außerhalb des Kreises, mit allen Zeichen der Todesangst und Verzweiflung in ihren Gesichtszügen, hielten.

„Du siehst, Langer," sagte jetzt Gabriel französisch zu dem kühnen Soldaten, in dem er gleich Anfangs seinen Stiefbruder Jean erkannt hatte, „daß es um dich geschehn ist, wenn ich nicht dem Antriebe meines guten Herzens folge und alles Ueble, was du mir angethan, selbst den satanischen Strick, an dem du mich zur Schlachtbank führen wolltest, vergesse und dir

aus der Klemme helfe! Uebergieb mir dein Gewehr und komm herab! Ich gebe dir Pardon, ich sichre dir dein Leben und verlange zum Gegendienste nichts von dir, als daß du mich in Zukunft ruhig meines Weges gehen lässest und nicht aus übermäßiger Begier nach dem halben Hause im Münstergäßel zu Straßburg, brudermörderischen Gedanken Gehör giebst."

Er hatte sich unter diesen Worten dem Sergeanten genähert. Dieser stand noch immer in einer drohenden Stellung auf dem Leichenhügel, hielt den Kolben seines Gewehrs zum Schlage bereit hoch über seinem Kopfe erhoben und sah mit finstern Blicken auf den Stiefbruder herab.

„Es geht mir bitter in die Seele," antwortete er endlich, „daß ich Pardon von dir nehmen soll, Kleiner, und ich würde wohl, ehe ich diese bittere Arznei schlucke, versuchen mich durchzuschlagen, als ein ehrlicher Soldat, wenn nicht dieser verdammten Kühtreiber so viele wären und zwei Arme von ihnen immer für viere gelten könnten! Zum Entsatze ist auch keine Aussicht da, Alles zieht nach dem Seeufer hin und Jean

Bendel steht hier verlassen, wie auf einer wüsten Insel. Und dennoch — Gabriel, es ist zu hart in deine Hände zu fallen, der Gedanke quält mich und nagt, wie ein giftiger Wurm, an meinem Herzen. Hier liegen so viele wackre Bursche, Soldaten, die gegen andre Feinde gestanden, wie gegen elende Kühtreiber — warum soll Jean Bendel, der in so mancher Schlacht mit ihnen gefochten, nicht bei ihnen liegen im Tode?"

Er strich seinen Schnauzbart und blickte mit einem Anfluge von Rührung auf die blutigen Leichname seiner Kameraden, die um ihn zerstreut lagen. Die Hirten wurden ungeduldig. Ein drohendes Murmeln lief durch ihre Reihen.

„Um Gotteswillen, Bruder," bat ängstlich Gabriel, „zaudre nicht, sonst bist du verloren! Die günstige Stimmung, die mir gelungen ist bei diesen Männern zu erregen, kann nicht von langer Dauer seyn, denn die Racheglut in ihren Herzen ist nur unterdrückt, aber nicht gelöscht. Ich meine es gut mit dir, ich will dir kein Böses vergelten, ich will nur helfen, ich will dein Leben retten und dich aus dieser ge-

fährlichen Lage befreien! Soyons amis, Cinna! sagt der französische Comödienschreiber und ich sage es dir, damit du mir vertraust und dich nicht aus Widerwillen gegen mich in das unvermeidliche Verderben stürzest."

Das Aussehn der Hirten, welche den Sergeanten umgaben, hatte einen gefährlichen Charakter angenommen. Einige von ihnen schwangen die Morgensterne nach seinem Haupte, andre richteten die Spitzen der Hellebarden nach seiner Brust. Er warf einen ruhigen aber verdrießlichen Blick auf sie herab. Dann überreichte er dem Stiefbruder sein Gewehr und sagte in einem mürrischen Tone:

„Da hast du mich, Kleiner! Ich sehe wohl ein, es geht nicht anders, wenn ich noch länger meinen Theil von den Freuden des Lebens nehmen will, die ein Soldat auf seinen rauhen Wegen spärlich genug findet. Ich will dir einmal vertrauen, ich will denken, daß dich die Lust nach meinem halben Hause im Münstergässel zu Straßburg nicht so sehr kitzelt, wie mich die nach dem deinigen. Gieb' mir erträgliches Quartier und miß' auch die Mund-

Rationen nicht zu knapp zu, denn es ist dir aus alten Zeiten her bekannt, daß Jean Bendel mit einem gesunden Appetit von der Natur begabt worden ist.“

Gabriel bemächtigte sich sogleich seines Gefangenen. Es war die höchste Zeit, diesen dem vermehrten Unwillen der Hirten, der in jedem Augenblicke auszubrechen drohete, zu entziehn. Ohne die Achtung, welche man vor Gabriel als einen vertrauten Boten und Geschäftsführer der geistlichen Herrn hegte, würden die Hirten schwerlich den Sergeanten, der keinesweges die Niedergeschlagenheit eines Gefangenen zeigte, sondern vielmehr mit trotzigen Blicken um sich sah, ruhig habe ziehn lassen. So aber durfte Gabriel rasch eine Wache unter bekannten Klosterleuten von Einsiedeln auswählen und stellte sich selbst an ihre Spitze, um den Ritter von der traurigen Gestalt — wie er, nicht mit Unrecht, noch immer Landolin nannte — nebst dessen Knappen und dem gefangenen Stiefbruder nach Schwyz zurück, in ein sicheres Gewahrsam, zu geleiten.

Als sie über den Marktplatz des Fleckens kamen, sahen sie einen Haufen von Knaben beschäftigt, den Freiheitsbaum, den hier die Franzosen aufgerichtet hatten, zu fällen. Unter ihnen befand sich Jageli, der mit finsterm Ernste, neben dem eine höhnische Freude aus seinen Zügen sprach, das Unternehmen leitete. Indem sie vorüberschritten, stürzte der Baum zu ihren Füßen nieder und die jubelnde Knabenschaar warf sich mit wilder Lust auf die Freiheitsmütze und die übrigen Attribute der französischen Tagesgöttin, welche die Spitze des Baumes schmückten. Dieser Anblick erfüllte die Seele des Sergeanten mit einem Unwillen, dessen er nicht Herr zu bleiben vermochte. Er stieß einen wilden Fluch aus und fuhr dann in sich hineinsprechend, aber laut genug, daß Gabriel es vernehmen konnte, fort:

„Es wird sie gereuen in wenigen Tagen und man wird dann die Väter derjenigen, die jetzt ihren Muthwillen hier üben, mit Peitschenschlägen herbeitreiben, den Baum wieder aufzurichten. Bin ich dann dabei, so sollen mir die Buben

auch jubeln und singen oder ich will nie wieder den Ladstock über eines widerspänstigen Schweizerbauern Rücken schwingen. Was will diese Handvoll Kuhhirten mit ihren Sensen, Heugabeln und Knitteln gegen eine ganze wohlgeordnete Armee? Was können diese —"

„Sie haben auch Stutzen;" fiel Gabriel ihm bedeutungsvoll in die Rede. „Sieh dort den Knaben," sprach er weiter und deutete auf Jageli, „sieh, wie er seinen Stutzen, gleich einem erfahrnen Schützen, untersucht, wie er die Ladung erforscht und sich überzeugt, ob trockenes Pulver auf der Pfanne liegt? Sein Auge hat dich gefunden, es ruht auf dir, als suche er nach der Stelle, die er gedächte zum Ziele seiner Kugel zu machen. Komm rasch mit, Langer, um die Hausecke, daß er dich aus dem Gesichte verliert! Solchen Knaben ist nicht zu trauen und besonders diesem nicht, der eine alte schwere Schuld an die Franzmänner abzutragen hat."

Indem Gabriel mit seinen Gefangenen nach einer andern Gegend des Ortes einbog,

sah er zu seinem Erstaunen die beiden jungen Frauenzimmer, welche er am gestrigen Tage in der Gesellschaft des Junker Vincenz in Ulli Flüeli's Hause angetroffen hatte, mit raschen, lebendigen Schritten die Hackenstraße herabkommen und sich dem Knaben Jageli beigesellen. Ungeachtet ihrer Verkleidung erkannte er sie sogleich, er sah, wie sie jetzt, von dem Knaben begleitet, eilig den Weg nach Brunnen einschlugen, auf dem in diesen Augenblicken hitzig gekämpft wurde, er schüttelte den Kopf und meinte solche Stadtpüppchen sollten lieber ruhig daheim bleiben und einander schaurige Ritterromane und Schlachtengemälde vorlesen, bei denen ihnen in aller Sicherheit die Haut frösteln und das Herz höher klopfen könne, als solche Dinge erleben wollen, die immer in der Wirklichkeit einige Unannehmlichkeiten mit sich führten, welche sich auf dem Papiere nicht finden. Landolin hatte die Mädchen nicht bemerkt. Er war zu sehr mit seiner eigenen Lage beschäftigt, zu tief und gewaltig ergriffen von Allem, was er seit seiner Entfernung von Egeri erlebt hatte, um über

seinen gewöhnlichen Scharfblick, seine gewöhnliche Geistesgegenwart gebieten zu können.

Der Kampf hatte sich indessen immer näher nach dem Seeufer hingezogen. Die Franzosen stritten gegen die von allen Seiten eindringende Uebermacht, wie Krieger, die einen alten wohlerworbenen Ruhm zu bewahren haben und durch eine überlegene Erfahrung das, was ihnen an Zahl abging, zu ersetzen wissen. An den Brücken von Schönenbuch und Ibach, unter denen, durch die Gebirgswasser des Frühlings verstärkt, die reißende Muotta dem Vierwaldstädter See zueilte, wüthete ein mörderischer Kampf. Die standhafte Vertheidigung dieser Punkte vermochte allein die Einschiffung der Franzosen bei Brunnen zu sichern. Viele fanden hier ihren Tod in den Wellen des reißenden Stromes. Die Ordnung und Ruhe, in welcher die geübten Truppen der Feinde stritten, bildete einen seltsamen Contrast gegen das wilde Getöse, welches die Angriffe der Hirten begleitete, gegen die Aeußerungen ihrer Wuth, die, indem ihnen das Gelingen der Unternehmung ihrer Gegner

wahrscheinlich wurde, mit jedem Augenblick stieg. Die leichten Bande der Ordnung, welche sie bisher schwach genug zusammen gehalten, waren gänzlich aufgelöst. Niemand hörte mehr auf die Stimme der Anführer, jeder folgte dem stürmischen Triebe der entfesselten Leidenschaft. In blinder Wuth schwärmten einzelne Haufen an dem Strome auf und nieder, um eine seichte Stelle zu suchen, die ihnen zu einem Uebergangspunkte dienen konnte. Endlich ward eine solche gefunden. Ein Signal der Alphörner benachrichtigte die Zurückgebliebenen von der glücklichen Entdeckung. Aber schon sahen die Gegner den Zweck, der ihnen bei Vertheidigung der Brücken vor Augen lag, erreicht, sie zogen sich rasch, aber immer fechtend auf das Hauptcorps zurück, dessen Einschiffung indessen einen ruhigen Fortgang gehabt hatte. Die Hirten stürmten ihnen mit furchtbarem Geschrei nach. Unter ihren fortwährenden wüthenden Angriffen schmolzen diese kleinen Abtheilungen bis auf Wenige zusammen, die endlich das Ufer erreichten und in den letzten Nachen, die in dieser Absicht zurückgelassen worden

waren, vom Lande stießen. Noch befand sich das kleine Geschwader, welches die fliehenden Feinde trug, nur in einer geringen Entfernung vom Ufer, die Kugeln seiner Stücke schlugen verderblich in die dicht gedrängten Reihen der Landleute und diese sandten wiederum einen sichern Tod auf Einzelne, die dem Bereiche ihrer Stutzen ausgesetzt waren.

Vincenz und sein Vater standen am See-Ufer, in ihrer Nähe Walter Brenni, der sich nie weit von seinem Freunde und Unglücksgefährten entfernte, und Ulli Flüeli. Die Blicke des Greises flogen unruhig und forschend von einem Schiffe zum andern. Sie suchten nach Lothar, sie sollten ihm Gewißheit bringen, daß der Sohn nicht unter denen sey, die der Tod heute in grausamer Erndte hinweggenommen hatte. Er forschte vergebens. Da berührte Vincenz den Arm seines Vaters, da deutete er schweigend nach einem der Nachen, welche die letzten Franzosen, die am Lande gekämpft hatten, zu den größern Fahrzeugen führten. In der Mitte einer Anzahl von Kriegern, welche der

enge Raum des Nachens kaum zu fassen vermochte, stand aufrecht Lothar. Er schien Befehle zu ertheilen, er schien den Lauf des Fahrzeugs zu bestimmen. Dieser Anblick ergriff den Greis mit den widersprechendsten Empfindungen. Er sah freudig den Sohn dem Verderben des heutigen Tages entronnen, aber er fürchtete zugleich noch für ihn, so lange sein Leben den sicher treffenden Schützen zum Ziele dienen konnte. Aengstlich hingen seine Blicke an der hohen, jeder Kugel ausgesetzten Gestalt. Aber das Feuer der Hirten wurde jetzt schwächer, viele von ihnen hatten im leichtsinnigen Uebermuthe, andre im angestrengten Kampfe ihren Vorrath an Pulver und Blei verschossen. Walter Brenni und Ulli Flüeli hatten den Lothar erkannt, aber ihre Ehrfurcht vor dem Manne, dessen Vorfahren die ihrigen, der selbst ihre Eltern und sie mit Wohlthaten überhäuft hatten, gebot ihnen, in dem Feinde, seines Sohnes zu schonen. Sie hatten ihre Gewehre gegen den Boden gestützt, sie sahen unthätig auf die Entwickelung eines Unternehmens, zu dessen glücklichem Ausgange sie

bereits als treue Schweizermänner hinlänglich das Ihrige beigetragen hatten.

„Vincenz, du blutest!“ sprach in diesem Augenblicke eine sanfte, weiche Stimme, die seine Seele mit süßem Schauer erfüllte, zu dem jungen Manne. Zugleich fühlte er seine Hand ergriffen, aber so leise diese Berührung auch war, so zuckte sie doch schmerzhaft durch den verwundeten Arm. Er sah hinab, er sah in das Angesicht Elisabeths, die auf das Blut an seinem Arme blickte und bleich dastand, wie ein schönes Bild des Todes. Neben ihr erkannte er Luisen. Ihr starrer Blick haftete an Lothar, sie schien weder Auge noch Ohr für die Schrecken zu haben, die sie umgaben, nur eine Empfindung, eine Erwartung hatte sich ihres ganzen Wesens bemeistert. Vincenz wollte sprechen, er wollte seinem Erstaunen, seinem Schreck Worte leihen. Da donnerten noch einmal die Geschütze von den Schiffen herüber und Ulli Flüeli sank tödlich getroffen, in seinem Blute zu den Füßen derjenigen nieder, in deren

Andenken er seit gestern als ein gütiger Wirth, als ein befreundeter, wohlwollender Mann lebte.

„Ulli, Ulli!" rief Vincenz, indem er sich zu ihm niederbeugte und die schlaff herabgesunkene Hand ergriff. „Gieb ein Lebenszeichen von dir, laß uns hoffen, daß noch Rettung möglich ist!"

Die Augen des Sterbenden, aus dessen Brust ein reicher Blutstrom quoll, schloßen sich, noch ein Zuck, noch eine leise Bewegung, dann hatte er aufgehört zu athmen!

„Er ist todt!" sagte finster der Schütz. „Auch diesen mußte ich sterben sehen, und ich — ich lebe noch immer!"

Da drängte sich zwischen die entsetzten Mädchen hindurch der Knabe Jageli. Sein Angesicht war verzerrt, aus seinem Auge sprach der Mord, er hielt den Stutzen hoch über den Kopf erhoben. Ehe noch jemand seine Absicht ahnete, sprang er vom Uferrand hinab in das seichte Wasser, hier watete er vor, bis es ihm an die Brust trat und legte nun sein Gewehr an auf Lothar, der ihm das sicherste Ziel bot, den

nächsten Gegenstand, um für den Tod des Pflegevaters Rache zu nehmen.

„Halt ein!“ rief Vincenz, der sich in diesem Augenblicke erhob und die Gefahr, welche den Bruder bedrohete, erkannte, in einem Tone, der durch das Getöse, das ihn rings umgab, vernommen werden konnte. Aber schon hatte die verhängnißvolle Kugel ihren Lauf verlassen, das Opfer sank und ein allgemeiner Jubel der Hirten feierte das Gelingen dieser That.

„Das ist Gottes Gericht!“ rief der verzweiflungsvolle Vater, dessen Stimme in dem Jauchzen der Menge verhallte. Er erhob beide Hände, er breitete sie nach dem Fahrzeuge hin, das sich jetzt rascher vom Lande entfernte. „Hier muß das Gericht der Menschen aufhören, hier ist die Grenze ihrer Leidenschaften, ihrer Irrthümer!“ fuhr er schreiend fort. „Hier verzeihe ich dir, Lothar! Ich habe dir gezürnt, aber ich segne dich jetzt. Klage mich nicht an vor dem Geiste deiner Mutter!“

Luise hatte den Geliebten fallen sehen, dann wurde es dunkel vor ihren Augen. Mit

schwacher, nur der Freundin hörbarer Stimme sagte sie:

„Ich wußte es wohl, daß der Knabe sein böser Engel sey!“

Dann sank sie besinnungslos in Elisabeths Arme, die selbst kaum ihrer Gedanken mächtig, sie, von Vincenz unterstützt, aus dem Gedränge brachte. Walter Brenni trat zu dem Greise und erwartete den Augenblick, wo dieser, ruhiger geworden, seiner Dienste bedürfen könnte. Die Alphörner schallten in frohen, siegverkündenden Weisen durch den Thalgrund.

Fünftes Kapitel.

Rasch tritt der Tod den Menschen an;
Es ist ihm keine Frist gegeben.
Er stürzt ihn mitten in der Bahn,
Er reißt ihn fort vom vollen Leben.

Während der übrige Theil des Tages von der größeren Menge der Hirten in wilder Lust, in einem Taumel leidenschaftlicher Freude, deren Genüsse ihren rohen Begierden entsprachen, hingebracht wurde, beschäftigte sich unter Leitung einiger Anführer die Minderzahl mit der Beerdigung der Todten, mit der Bewahrung der wenigen Gefangenen, welche der Blutdurst der Landleute verschont hatte. Nur mit Mühe und eigener Gefahr konnten die Bessergesinnten ihre Gefangenen durch die Haufen der Hirten, die, indem sie einander ihre Thaten erzählten, sich in eine vermehrte Leidenschaftlichkeit versetzten, sicher hindurch geleiten. Nicht immer gelang auch die-

ses und mancher der Feinde, über den sein Glücksstern während des Gefechtes geleuchtet hatte, wurde jetzt ein trauriges Opfer der Mißhandlungen, in deren Uebung gegen Wehrlose nur ein von Natur grausames oder vom Sturme der einmal entfesselten, rachsüchtigen Empfindungen hingerissenes Gemüth sich gefallen kann. Allenthalben ließen sich Bilder eines regen Lebens wahrnehmen, das mit den vorhergegangenen Ereignissen in näherer Beziehung stand, so sehr es auch oft mit diesen zu contrastiren schien. An dem niedergestürzten Freiheitsbaume hatten sich viele Hirten versammelt und waren unter lautem Jubel, der in den wiederholten Gaben geistiger Getränke, welche die Frauen aus den nahen Wirthshäusern herbeibrachten, reichliche Nahrung erhielt, beschäftigt, ihn zu zerstückeln, um einen Scheiterhaufen zu bilden, dessen Flamme den herannahenden Abend erhellen sollte. Nicht weit von ihnen hatte ein Haufen wilder Jungen die Freiheitsmütze an einen Pfahl befestigt, schoß nach ihr mit Bogen und Pfeil, und derjenige, der sie traf, erhielt einen rühmlichen Namen aus der

Vorzeit, den des Tellen, Walther Fürst's, Arnolds von Winkelried und anderer Helden, die in den Erinnerungen und Gefühlen des Schweizer Hirtenvolkes fortleben. Am Lautesten ging es in den Wirthshäusern und deren Nachbarschaft her. Da wurde gezecht, gesungen und selbst getanzt, da vernahm man ein Jauchzen, das wohl der Feier eines muntern Kirchweihfestes entsprochen hätte, nicht aber dem Abende eines Tages, der an traurigen Ereignissen so reich gewesen war, geziemte.

Fernab von diesen Szenen einer wüsten Leidenschaftlichkeit, in einem der letzten Häuser des Fleckens, finden wir bei einer einsam lebenden bejahrten Wittwe diejenigen wieder, welche wir von Schreck und Entsetzen, von Verzweiflung und Trauer ergriffen, am Ufer des See's verließen. Vincenz kannte die Frau aus frühern Zeiten. Ihr Mann, der indessen gestorben war, hatte mit ihm am Rothenthurme gefochten, sie verdankte von dem Beginnen ihres Wittwenstandes her dem Junker manche Wohlthat, welche dieser von den Unterstützungen seiner Freunde und

seines Vaters leicht entübrigen konnte, um ihre augenblickliche Noth zu mildern. In diesem Hause wurde kein Ton jener Freude laut, die an andern Stellen des Ortes so geräuschvoll waltete. Ulli's Leiche war in einem der Gemächer niedergelegt worden, bis ihr, wenn ein ruhigerer Geist unter die Einwohner zurückgekehrt seyn würde, auf eine gebührende Weise die letzte Ehre erzeigt werden konnte. Aber nicht der Ernst, welchen unter gebildeten Leuten die Nähe eines Todten hervorzurufen vermag, war es allein, der die kleine, schweigende Versammlung in der Wohnstube des Hauses beherrschte; es waren schmerzlichere, tiefer in ihre Gemüther eingreifende Empfindungen, welche einem Gegenstande, den die Liebe ihren Herzen nahe gestellt hatte, galten! Wer noch am heutigen Morgen jene jungfräuliche Gestalt, die bleich, mit gedehnten Wangen, blauen Lippen und tiefliegenden, glanzlosen Augen am Fenster saß und zum Boden starrte, gesehen hatte, der mußte sich unwillkührlich fragen: wie? Ist es möglich, daß im Fluge weniger Stunden alle Reize, welche die Natur

in eins ihrer Lieblingsgeschöpfe legte, so ganz verblühen können, daß auch keine leise Spur von ihnen bleibt? Wo ist der lebendige Blick, der dieses Auge beseelte, wo ist der Purpur dieses Mundes, wo sind die Rosen dieser Wangen? Welcher Sturm hat alle Blüthen, die hier einheimisch waren, mit sich fortgerissen und keine zurückgelassen, die noch Kunde gäbe von den andern, wie eine kurze, von Geschlecht auf Geschlecht fortgeerbte Sage leise an eine große Begebenheit mahnt, die sonst mit aller ihrer eigenthümlichen Herrlichkeit im Gedächtnisse der Geschichte untergegangen ist? — Es bedarf wohl kaum der Erklärung, daß es Luise war, die zu diesen Beobachtungen und Fragen Anlaß gab. Sie hatte, seitdem sie aus ihrer Ohnmacht erwacht war, noch nicht wieder gesprochen. Was man zu ihr sagte, schien sie wohl zu vernehmen, aber nicht zu verstehen. Sie beantwortete keine der Fragen, die man wegen ihres Befindens an sie richtete; sie blickte denjenigen an, der zu ihr sprach, aber ihre Gesichtszüge veränderten sich nicht in ihrer traurigen Entstellung. Ruhig ließ sie sich führen,

wohin man wollte. Ihre Geisteskräfte schienen gelähmt, die Empfänglichkeit für sinnliche Wahrnehmungen hatte ein einziger, gräßlicher Eindruck in ihrer gewöhnlichen Thätigkeit gestört.

Mit einer Geistesgegenwart und Fassung, welche Vincenz bewundern mußte, benahm sich dagegen Elisabeth. Sie hatte die Wunde des jungen Mannes, den sie jetzt ihren Bräutigam nennen durfte, von Blut gereinigt, sie hatte sie, die gefährlicher aussah, als sie in der That war, ohne zu zittern, verbunden und sich dann zu Luisen begeben, um diese durch einen Trost aus dem vertrauten Munde ihrer besten Freundin wieder aufzurichten, um zu versuchen, sie der drückenden Geistesstumpfheit, in der sie noch immer beharrte, zu entreißen. Sie liebkoste ihr, sie nannte sie mit den freundlichsten Namen, sie erinnerte sie an frohe Szenen aus den Tagen der Kindheit, sie that und sagte Alles, wodurch sie einen günstigen Eindruck auf die Unglückliche hervorzubringen hoffte. Nichts wollte ihr gelingen. Keine Bewegung Luisens zeigte, daß sie die Freundin auch nur erkenne, sie blieb un-

empfindlich gegen ihre Liebkosungen, sie hatte kein Ohr für ihre freundlichen Worte. Eben so wenig aber legte sie auch eine Neigung an den Tag, sich dieser wohlwollenden Annäherung zu entziehn. Eine völlige Gleichgültigkeit hatte sich ihres ganzen Wesens bemächtigt. Das Entsetzen eines Augenblickes hatte sie so gewaltig und fest ergriffen, daß es jede andere Empfindung, die des Grames, wie die der Freude, ausschloß und nur seine grauenhafte Erstarrung geistig und körperlich fortwirken ließ.

Indessen schritt der alte Waßmer, der sich seines tiefen Seelenleidens nur zu sehr bewußt war, in heftiger Bewegung auf und nieder. Vincenz wollte sich ihm nähern und seinem Herzen, das selbst der Schmerz zerriß, einige Trostgründe abnöthigen, wie sie der Forderung des Augenblicks entsprechen konnten. Der Vater aber wieß ihn mit einem Winke zurück und sagte mit bebender Stimme:

„Es sind jetzt mehr, als fünfundzwanzig Jahre, als ich den neugebornen Knaben Lothar aus den Armen seiner Mutter empfing; heute

mußte ich Zeuge seyn, wie ihn plötzlich der Tod aus dem Anfange seiner Laufbahn riß. Damals habe ich ihn gesegnet zum Leben, heute segnete ich ihn zum Tode. Aber was liegt nicht Trauriges und Grausames dazwischen? Lange Trennung und herber Zwist, tiefer Irrthum und — ich muß es bekennen, Vincenz — arge Unversöhnlichkeit. Das Recht ist nicht immer das Rechte, wie ich ein langes Leben hindurch gemeint. Es gibt auch ein Recht der Gefühle, das hoch über dem des Verstandes steht, aber erst dann mit seinem Lichte erhellend eintritt, wo der Verstand nicht mehr ausreicht, wo sein Scheinglanz verschwindet in eine Nacht, die keinen Tag mehr hoffen läßt. Warum habe ich das zu spät erkannt, warum dann erst, als die Hand des Sohnes, die ich versöhnend ergreifen wollte, im Tode erkaltete?“

„Nicht Alle, die fallen, sind todt!“ erhob sich eine schwermüthige Stimme aus einem Winkel des Zimmers. „Die Hand des Knaben zitterte, als er zielte, sein Auge war umdüstert und sein ganzes Wesen in einer leidenschaftlichen

Bewegung, die nicht für das sichere Eintreffen einer Kugel an ihrem Ziele bürgt. Beklagt die Todten, die starr und kalt vor Euren Augen liegen, beklagt Ulli Flüeli, aber für den Sohn spart Eure Klage, die dem Himmel ungerecht scheinen kann, wenn sie ungegründet ist!"

„Wer spricht?" sagte der Greis und wandte sich hastig um. Er blickte in das düstere Auge Walter Brenni's, der in seiner gewöhnlichen geräuschlosen Weise schon vor einiger Zeit aus dem Nebengemache, in welchem Ulli's Leiche lag, getreten war und still den dunkeln Platz im Winkel eingenommen hatte.

„Ein Mann," antwortete er jetzt, „der Leiden genug erfahren hat, um andern, die minder Schweres erdulden, einen guten Rath zu ertheilen. Warum wollt Ihr um denjenigen trauern, den Ihr nur fallen, aber nicht sterben sahet? Erwartet die Zukunft, die Alles aufklärt, was noch zweifelhaft ist! Ich habe es Euch schon gesagt, daß der Schuß des Knaben nicht sicher war. Ich sah sein Rohr schwanken und auf dem Sandboden des See's hatte er keinen festen Widerhalt.

Er zielte auf das Leben desjenigen, den er zum Sühnopfer für den Tod seines Pflegevaters erwählt hatte, aber eben deswegen mußte er es verfehlen, denn er war in jenem Augenblicke seines Zieles nicht sicher. Glaubt mir, Herr! Euer Sohn mag schwer verwundet seyn, aber todt war er nicht, als die Schiffe mit den fliehenden Kezzern sich vom Ufer entfernten."

Bei den ersten Worten, die aus dem Munde des Schützen kamen, hatte, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, Luisens Hand in der ihrer Freundin gezuckt. Zugleich belebten sich ihre Blicke, sie sah nach dem Sprechenden und Alles zeigte an, daß der Sinn jener Rede nicht ganz für sie verloren gewesen war. So lange Walter sprach, hatte sie das Ansehn einer Harthörigen, die mit großer Anstrengung sich eines jeden Wortes der fremden Rede zu bemächtigen sucht und dennoch zu keinem vollkommenen Verständnisse zu gelangen vermag. Als er nun aber schwieg und Vincenz mit Eifer den erhaltenen Anlaß ergriff, um seinen Vater von der Wahrscheinlichkeit der Hoffnungen, welche

der Schütz ihnen eröffnet hatte, zu überzeugen; da versank sie wieder in ihre frühere Gleichgültigkeit, da wurde der Blick wieder starr und leblos und alle Bitten, selbst die Thränen Elisabeths waren nicht im Stande, die Spur einer geistigen Regung, eines augenblicklichen Selbstbewußtseyns in dieses erschlaffte Antlitz zurückzurufen.

Eine glücklichere Umwandlung war indessen mit dem alten Waßmer vorgegangen. Sein reger Geist hatte den Gedanken, daß Lothar noch leben, daß er wieder genesen könne, mit Lebhaftigkeit aufgenommen. Er ergriff die Hand des Sohnes, er führte ihn zur Seite, so daß niemand ihr Gespräch vernehmen konnte und sagte in großer Bewegung:

„Nicht wahr, Vincenz, du willst mich nicht täuschen, indem du die Meinung dieses Mannes auch als die deinige aussprichst? Du hältst es für möglich, für wahrscheinlich sogar, daß dir der Bruder, mir der Sohn erhalten sey? O, mein Sohn, wenn du wüßtest, welche Beruhigung diese Hoffnung in meine Brust gießt, wie

sie den innern Frieden mit mir selbst herzustellen anfängt, du würdest dann auch die Furcht, sie wieder zu verlieren, sie grausam betrogen zu sehen, mir nicht als eine Schwäche auslegen!"

„Wer wollte das?" versetzte Vincenz im Tone einer kindlichen Liebe, deren Innigkeit in diesem Augenblicke sein ganzes Wesen an den Tag legte. „Aber wir dürfen uns auch nicht verblenden und in einer Sache, die ihre Licht- und ihre Nachtseite hat, nur die erste sehen wollen! Es wäre thöricht, den Abgrund, der neben einem Blumenbeete gähnt, sich selbst durch eine Hülle reizender Blumen zu bedecken, um seiner zu vergessen und im unbewachten Augenblicke desto gewisser hinabzustürzen! Machen Sie sich stark, machen Sie sich auf Alles gefaßt, mein Vater! Um so ruhiger können Sie Allem entgegensehn. Jene Kugel, die der unglückliche, von leidenschaftlicher Nachsucht ergriffene Knabe auf Lothar absendete, mag ihr Ziel verfehlt, mag eine Stelle getroffen haben, wo sie nicht im Augenblicke tödtlich wirken konnte; aber wer bürgt uns dafür, daß sie dem Bruder nicht eine gefährliche Ver-

wundung brachte, deren Folgen zu jeder Sorge Anlaß geben können, deren Pflege eine nur vielleicht sehr leichte, unzulängliche ist? Ich will durch diese Zweifel, die ich mich auszusprechen gedrängt fühle, Sie nicht auf's Neue beunruhigen, ich will Sie, mein theurer Vater, auf die Nothwendigkeit aufmerksam machen, die eigene innere Kraft, die Sie schon so rühmlich bewährten, wieder zu erheben und selbstständig jeder Enthüllung der Zukunft entgegenzutreten. Verzeihen Sie mir, wenn ich hier in der Eigenschaft eines Rathgebers zu ihnen spreche! Aber wir leben in einem stürmischen Treiben der Begebenheiten, das Außerordentliches erzeugt und Ungewöhnliches entschuldigt. Ein Jahr ist jetzt so reich an Erfahrungen, wie sonst ein Jahrhundert. Ihr Wohl, Ihr Leben ist mir theuer, mein Vater! Deshalb beschwöre ich Sie, jedes Ereigniß gerüstet zu erwarten und zu bedenken, wie viel wir, nach dem traurigen Auftritte, dessen Zeugen wir seyn mußten, schon dadurch gewonnen haben, daß wir an Lothar's Tode zweifeln dürfen!"

Der Greis sah ernst und nachsinnend vor sich nieder. Er erkannte die Wahrheit, die in den Worten des Sohnes lag. Es war immer sein Stolz gewesen, in jeder Lage des Lebens besonnen und stark, die Seinigen durch Geistesgegenwart und Kraft schützend, zu erscheinen. Nur ein so außerordentliches Ereigniß, wie das, welches sich am heutigen Tage unter seinen Augen zugetragen hatte, vorbereitet durch den Streit erschütternder Empfindungen, begleitet von Erinnerungen, welche die noch immer dauernde Liebe zu der heimgegangenen Gattin mächtig machte, konnte ihn mit einer Muthlosigkeit erfüllen, deren er sich jetzt schämte. Er richtete sich auf, drückte die Hand des Sohnes und sagte im Tone einer Fassung, die noch das Gepräge des Zwangs, aber auch zugleich das des festen Willens, sich zu erheben, trug:

„Eine schwere Prüfung liegt auf meinem Haupte. Ich will mich bemühen, sie zu bestehen, wie es einem Manne, den das Schicksal nicht zum erstenmale zum Gegenstande seiner Verfolgungen ausersieht, geziemt. Ich will das bittere

Gefühl der Reue bekämpfen, ich will die quälende Stimme der Selbstanklage verstummen machen. Aber., Vincenz, blicke dorthin! Blick' auf jene Unglückliche, die Alles verloren hat, selbst das Bewußtseyn ihres Unglücks, die keiner Erkenntniß mehr fähig ist, auch der nicht des vielleicht wiederkehrenden Glücks! Ihr Anblick muß die Kraft des Festesten erschüttern. Wir haben sie gesehen, wie sie war, und — was ist sie jetzt? Dieser Zustand ist schlimmer, als der Tod, denn wenn die Bande des Körpers brechen, so schwingt sich der freie Geist entfesselt auf; aber hier — hier ist das höhere menschliche Leben hinabgesunken zu einem Pflanzendaseyn, hier ist der Geist gestorben vor dem Körper, hier ist das bedauernswertheste Bild der Erschlaffung aller Seelenfähigkeiten!"

Vincenz warf einen forschenden Blick auf Luisen. Sie saß noch immer stumpf und gleichgültig da, aber dem scharfen Auge des jungen Mannes entging ein leises Zittern nicht, das sich um den Mund zeigte.

„Sie werden sehen, mein Vater," hob er

nach einem kurzen Schweigen an, „Luise erholt sich eher, als wir es erwarten! Sie war nicht unempfindlich bei den Hoffnung erregenden Aeusserungen Walter Brenni's, ihre Geisteskräfte werden vielleicht erst nach und nach zurückkehren, vielleicht auch, wenn irgend ein bedeutungsvolles Ereigniß eintritt, für das noch eine Empfindlichkeit in ihr schlummert, plötzlich. Bei ihrer Lebhaftigkeit scheint es mir ganz natürlich, daß jener schreckliche Augenblick furchtbar auf sie wirken mußte, wie er es gethan hat, aber ebenso wahrscheinlich ist es mir auch, daß auf eine Weise, deren Bestimmung freilich in Luisens gegenwärtigem Zustande verborgen liegt, ein unerwarteter, rascher Uebertritt in ihr früheres Geistesverhältniß statt finden wird."

„Ich glaube, sie kommt zu sich!" sagte Elisabeth und ein Freudenstrahl ihres sanften Auges begegnete dem fragenden Blicke des alten Waßmer. „Ihre Hand erwärmt sich, sie hat die meinige gedrückt, sie hat mich erkannt, denn ihr Auge weilt jetzt fest auf mir mit dem Ausdrucke einer erwachenden Erinnerung. Luise,

liebe Luise," wandte sie sich in dem zärtlichsten Tone zu dieser, „besinne dich, rede zu mir! du bist unter Freunden, unter denen, die dich lieben! Der Oheim ist hier, Vincenz steht vor dir, deine Elisabeth sitzt dir zur Seite —"

„Lothar nicht?" schrie in einem herzzerreißenden Tone das unglückliche Mädchen. Ihre wild belebten Blicke flogen nach allen Seiten umher, ihre Brust bewegte sich stürmisch und eine dunkle Gluth verdrängte plötzlich die Leichenblässe ihres Angesichtes. Diese Erscheinung war nur vorübergehend. Nach wenigen Augenblicken sah die Arme wieder starr und unempfindlich zur Erde, jene Röthe der Wangen verschwand so schnell, wie sie gekommen war, alle Züge trugen wieder den Ausdruck der gänzlichen Erschlaffung und Gleichgültigkeit, die von dem Geiste aus auf den Körper wirkte. Sie verrieth durch nichts, daß sie die liebevolle Zurede der Freundin, in welcher diese jene günstigen Zeichen der wiederkehrenden Besinnung zu fesseln bemüht war, vernehme, ihre Hand lag wieder kalt und empfindungslos in der Elisabeths, die vergebens

einen Gegendruck, eine leise Regung in den erstorbenen Gliedern ersehnte.

„Erschrick nicht vor diesen Erscheinungen!“ sagte Vincenz, indem er sich besorgt der Geliebten näherte. „Alles müßte mich trügen, wenn sie nicht eine glückliche Vorbedeutung enthalten, wenn wir sie nicht als Crisen ansehn dürfen, in denen sich die ursprüngliche Kraft der Natur wieder regt, um in ihr gewohntes Gleichgewicht zurückzukehren.“ —

Der Abend war schon weit vorgeschritten, allein ungeachtet der wiederholten Einladungen ihrer Wirthin, sich zur Ruhe zu begeben, fühlte niemand das Bedürfniß, diese aufzusuchen. Walter Brenni hatte sich entfernt, um die übliche Wache bei der Leiche seines Schwagers zu halten. Neben Elisabeth, die noch immer Luisen in ihren Armen hielt, hatte sich Vincenz niedergelassen. Der alte Herr stand bald nachdenkend an dem großen eichenen Tisch in der Mitte des Zimmers, bald schritt er hastig auf und nieder, indem von Zeit zu Zeit sein Blick auf die Trauergestalt Luisens fiel. So kam Mitter-

nacht heran. Es war still geworden im Flecken und die letzten Töne eines wilden Jubels, den man bisher aus der Ferne vernommen hatte, waren verhallt. Da klopfte es an die Thüre des Hauses, erst leise, dann lauter, rascher und dringender. Bei dem ersten Tone, den der unerwartete Besuch vernehmen ließ, bebte Luise mit einer heftigen Bewegung zusammen. Dann belebte sich plötzlich ihr ganzes Wesen. Sie entzog ihre Hand der Freundin, sie stand auf, indem ihre Gestalt sich gerade emporrichtete, sie trat in die Mitte des Zimmers und sah erwartungsvoll auf die Thüre, durch welche der nächtliche Gast eintreten mußte. Diese plötzliche Veränderung ihres ganzen Wesens konnte nicht anders, als einen wunderlichen Eindruck auf die Anwesenden hervorbringen. Die mitternächtliche Stunde, diese seltsame Belebung durch den hohl durch die Nacht klingenden Schlag an die Thüre, die Art und Weise selbst, wie Luise, beide Hände vorgerichtet, mit hingebeugtem Oberleibe erschien, die matte Beleuchtung durch eine schwach brennende Lampe, gaben der ganzen Szene etwas

Grauenhaftes, das besonders Elisabeth, die sich näher an Vincenz schloß, empfand.

Indessen hatte sich jenes Klopfen wiederholt. Die Frau vom Hause war hinausgegangen, um zu öffnen, und kehrte jetzt in Begleitung einer Person zurück, deren Erscheinung alle überraschte. Es war Seppi Flüeli mit ihrem Kinde. Sie trat mit ruhigem, gemessenem Schritte herein, sah im Zimmer umher und grüßte Alle. Es zeigte sich keine besondere Veränderung in ihrem Aeußern. Man sah, sie hatte geweint, man hörte noch an dem raschen und tiefen Odemholen, daß sie den Weg aus ihrer Heimath hierher in großer Eile zurückgelegt hatte; allein aus ihrem ganzen Benehmen sprach eine Fassung, Entschlossenheit und Entsagung, welche nur aus einem sehr starken, das Unvermeidliche richtig würdigendem Gemüthe hervorgehn konnte.

Kaum hatte Luise die Unglücksgefährtin, für die sie Seppi halten mußte, erblickt, als ein Strom wohlthätiger Thränen über ihre Wangen rann und die letzte Fessel der Betäubung, deren Gefangene sie bisher gewesen war, löste. Sie

schloß die bedauernswerthe Frau in ihre Arme, sie bedeckte ihr Angesicht mit ihren Küssen und ihren Thränen, aber sie sprach noch immer nicht, sie fühlte und erkannte ihren Schmerz, sie fand nur nicht Worte, ihn zu bezeichnen. Seppi wußte, was in diesem Augenblicke Luise empfand. Der Knabe Jageli hatte ihr die Todesbotschaft von ihrem Manne überbracht, er hatte erzählt, wie und an wem er Ulli's Fall gerächt. Sie blickte Luisen mitleidig an, auch in ihre Augen traten Zähren, aber in wenigen Augenblicken hatte sie ihre Kraft wieder gewonnen und indem sie der sich nähernden Elisabeth das unruhig werdende Kind hinreichte, sagte sie mit einem festen Blicke auf Luisen:

„Die Heiligen hatten mir ihn gegeben, sie haben ihn wieder genommen. Er ist zu ihnen gegangen in ihrem Dienste, er wird wohl aufgenommen seyn von der hohen Muttergottes und dort bitten für mich und sein Kind. Er war ein treues Blut, er hat mich nie gekränkt weder durch ein schweres Wort, noch durch eine harte Handlung, er war fromm und starb in der Liebe

zum Vaterlande und es muß ihm deshalb wohlergehen und die himmlische Seligkeit kann ihm nicht fehlen. Seht, Jungfer Luise, das ist mein Trost! Gewiß findet Ihr in Euerm Glauben auch eine solche Beruhigung, wenn Ihr sie nur aufsuchen und aufnehmen wollt in Euer Gemüth, wie das die Pflicht gegen Gott und gegen Euch selbst gebietet!"

Es ließ sich erkennen, daß die Kraft in der Stimme Seppi's ein Werk ihres starken Willens, ihrer Selbstbeherrschung war. Als sie jetzt nach der Leiche ihres Mannes fragte, sprach sie leiser und unsichrer. Die Besitzerin des Hauses deutete schweigend auf die Kammer, wo schon Walter Brenni das traurige Geschäft der Todtenwache übte. Luise schien Seppi's Ermahnungen wohl verstanden zu haben; die Ergebung derjenigen, die mehr verloren, als sie, ergriff sie mächtig und erhebend. Sie wurde still, sie nahm Seppi's Arm und ging mit ihr in das anstoßende Gemach. Vincenz hielt Elisabeth, die folgen wollte, zurück.

„Laß sie mit der armen Frau, deren Annä-

herung schon wunderbar auf sie wirkte, deren Gegenwart ihre Erstarrung zu lösen vermochte, allein!“ sagte er. „Ich hoffe, daß, wenn sie wiederkehrt, ihre Seele wieder frei, ihr Geist wieder klar seyn wird! Das plötzliche Klopfen in dieser Stunde, welche selbst für den gebildeten Menschen etwas Schaueriges in sich trägt, warf den ersten Funken der Belebung in ihr Inneres, die Erscheinung derjenigen, die in ihrem größern Unglücke mächtiger vor sie hintrat, als das eigene Unglück in ihrer Brust stand, fachte jenen Funken zur Gluth an und nun wird das Beispiel einer kräftigen und frommen Entsagung diese Gluth besänftigen und sie zu der Milde eines stillen Kummers zurückführen. Vielleicht reift auch in ihrer Seele irgend ein starker, großer Entschluß! Sieh dieses kleine Wesen, das schon ein wunderbares Ereigniß uns nahe brachte und das jetzt durch ein gemeinsames Unglück uns noch näher steht! Es lächelt, es weiß noch nichts von dem Elend, das stets lauernd über die Menschheit hinzieht, oder in seinem Gemüthe, das dem Himmel verwandter ist als das unsrige, vermag

es die Unerheblichkeiten, die wir für jenes halten, besser zu würdigen und leichter zu ertragen. Wie sorgsam hat es, trotz der Eile, mit der sie den schrecklichen Gang zu der Leiche ihres Mannes antrat, die Mutter gegen den Eindruck der Nachtluft verwahrt! Sie konnte sich nicht von ihm trennen, sie besitzt von dem Todten nun nichts mehr, als dieses heilige Erbe und die feststehende Erinnerung seiner Treue, seiner redlichen Liebe."

„Diesem Kinde soll es nicht an einem Vater fehlen, so lange der Name Waßmer noch einem Lebenden angehört;" erhob der Greis seine Stimme, indem er sich näherte und seine Hand wie segnend, nach dem Kinde ausstreckte. „Sein Geschlecht und das unsrige sind durch ein wunderbares Verhängniß mit einander verbunden. Sie haben Glück und Emporblühen mit einander getheilt, sie theilen jetzt auch das Unglück. Ich will sein Vater seyn und, wann der letzte meiner Tage gezählt worden ist, wann ich abtrete von dem Schauplatze, auf dem die Menschen ein thörichtes und sündiges Spiel treiben,

dann, Vincenz, fällt dir die Pflicht zu, für es zu sorgen."

Er nahm es in seine Arme und küßte es auf die Stirn. Es war ein rührender Anblick, als sich das greise Haupt des hochgewachsenen Mannes zu dem bewußtlos mit seinem Händchen spielenden Kinde niederbeugte.

„Der Tod deines Vaters," fuhr er fort, „bewaffnete den Arm, der die mörderische Kugel nach meinem Sohne sandte, aber diese schreckliche Erinnerung soll nie feindselig zwischen uns treten, sie soll nur an die Gleichheit unsrer Loose, nur an ein innigeres Zusammenhalten, das die Vorsehung selbst geweiht, ermahnen!"

Er gab das Kind in Elisabeths Hände zurück, die es hielt und an ihre Brust drückte, wie eine Mutter. Im Nebengemache war es indessen still geblieben. Was hier vorging, trug nicht das Gepräge eines wilden, überströmenden Schmerzes; es trug den Charakter einer tiefen, friedlichen und ernsten Trauer, wie sie einem Todten, der unbescholten gelebt hatte und rühmlich gestorben war, gebührte.

Als Seppi, von Luisen begleitet, in das kleine, schwach erleuchtete Gemach trat, fielen ihre Blicke zuerst auf Walter Brenni, der zur Seite des Todten saß und in einem kleinen Gebetbuche las, dessen Aeußeres verrieth, daß es seinem Besitzer schon seit einer Reihe von Jahren zum täglichen Gebrauche diene. Sie reichte schweigend dem Bruder die Hand, der sie ebenso stumm annahm und dann mit einem Seufzer auf die Leiche deutete. Seppi näherte sich, ohne daß eine merkliche Aenderung in ihrem Aeußern vorgegangen wäre, der Stelle, wo das Haupt des Todten lag. Hier knieete sie nieder, sah ihm einige Augenblicke ernst in das ruhige Angesicht und faltete dann die Hände zum Gebete. Auch Luisens Hände fügten sich in einander, sie wollte für Lothar beten, für seine Ruhe, für seine Seligkeit. Aber sie konnte nicht die Gedanken finden, um diese Bitte zusammenzubringen. Unwillkührlich drängten sich ihr allerlei Gebete aus ihrer Kindheit, die sie Lothars Mutter gelehrt hatte, in der Sinne und sie richtete diese an die Gottheit, in denen langes Wohlergehn,

Glück und Frieden auf Erden erfleht wurden, statt jener, welche der Ruhe, dem Heile eines Todten gelten sollten. Nach und nach begann sie die Bedeutung dieser Gebete zu begreifen. Wie eine leise, trostreiche Ahnung keimte es in ihrem Innern auf, daß diese Unfähigkeit für den Todten zu beten, ihr vielleicht von der Gottheit als eine Bürgschaft, daß Lothar noch lebe, in die Seele gelegt werde. Jetzt erklangen in ihrer Erinnerung wieder jene Worte Walter Brenni's, die sie wunderbar in dem frühern Zustande der Erstarrung getroffen. Sie traten wie eine Flammenschrift auf dunkelm Grunde aus einer grauen, trüben Zeit, von der sie sonst keine Erkenntniß mehr hatte, hervor. Sie sah nach dem Schützen. Sein Anblick vergegenwärtigte ihr die ganze Gewalt jenes Momentes und von einer neu auflebenden Hoffnung ergriffen, von der Sehnsucht geführt, einer Pflicht zu genügen, die ihr der Himmel durch die Stimme ihres Herzens zu gebieten schien, verließ sie das Trauergemach und kehrte zu den ihrigen zurück.

Allen fiel die wohlthätige Veränderung auf,

die sich mit ihr begeben hatte. Elisabeth gab das Kind, das sie gehalten, an die Frau vom Hause, und schloß Luisen, die jetzt ihre Liebkosungen in der alten freundlichen Weise erwiederte, in ihre Arme. Nach einigen Augenblicken aber wandte sich Luise von ihr ab, trat zu dem Pflegevater und sprach in einem Tone, dessen Festigkeit alle überraschte:

„Ich habe den Tod gesehen und wie eine große, unläugbare Offenbarung ist es über mich gekommen, daß Lothar nicht todt, nicht starr und kalt, wie jener unglückliche Ulli Flüeli, seyn kann. Mir ist, als wäre es unmöglich, daß ich noch lebte, wenn Lothar gestorben wäre! Nicht wahr, Oheim, Sie zürnen ihm nicht mehr, Sie haben demjenigen verziehen, den Sie für todt hielten, Sie nehmen das Wort der Versöhnung nicht zurück, wenn er in das Leben wiederkehrt, Sie entziehen auch unserer Liebe ihren Segen nicht, der sie weiht zu ihren heiligsten Pflichten?"

Ihre Blicke ruheten erwartungsvoll auf dem Angesichte des Greises. Eine große Spannung,

die seine Antwort lösen mußte, sprach aus ihren Zügen.

„Wenn er lebt," versetzte der alte Waßmer mit einem Blicke nach oben, „so hat der Himmel Großes an mir gethan und ich müßte taub gegen seine Stimme seyn, wenn ich ihr Gebot der Versöhnung nicht achten wollte. Auch mein Wort ist ein heiliges, ich habe es gegeben und, ob auch die Umstände sich verändern, unter denen es geschah, so bleibt doch das Wort eines rechtlichen Mannes immer dasselbe. Das Unglück hatte unsere Herzen von einander entfernt; es kehrte in einer schrecklichern Gestalt wieder, um sie auf's Neue zu vereinigen. Ja, Luise, Lothar ist wieder mein lieber Sohn, ich denke alle Verhältnisse hinweg, die gegen die wiedergeborene Vaterliebe sprechen könnten, ich nenne dich meine Tochter und segne einen Bund, über dem noch Leben und Tod in einem Streite grausamer Zweifel schweben!"

„Gottlob!" sagte mit einem tiefen Seufzer Luise und es war, als wälze sich eine schwere Last von ihrer Brust. „So bin ich dann nun

berechtigt, eine Wanderung anzutreten, zu der mir das Beispiel Seppi's den ersten Gedanken eingeflößt hat, die mir als die Erfüllung einer heiligen Pflicht erscheinen muß. Ich will Lothar aufsuchen! Ist er todt, so sehe ich mich als seine Wittwe an, die über ihn trauern, die seine irdischen Ueberreste zum Grabe geleiten muß; lebt er noch, vielleicht schwer verwundet, von aller Hülfe und Sorgfalt verlassen, so will ich seiner pflegen, wie es derjenigen geziemt, die bestimmt ist, jedes Leiden, wie jede Freude des Lebens mit ihm zu theilen."

Sie sprach diesen Entschluß mit einer Bestimmtheit aus, die seine Unerschütterlichkeit verkündigte. Bald auch überzeugten sich die Uebrigen, daß es eine vergebliche Mühe sey, sie von dessen Ausführung abhalten zu wollen und es blieb nun nichts zu thun, als zu überlegen, welche Mittel und Wege am Besten zum Ziele führen könnten. Vincenz, dessen Leben an Erfahrungen so reich war und deshalb auch am Leichtesten jene Hülfsquellen eröffnen konnte, die in außerordentlichen Fällen dienten, war schon nach

kurzer Zeit über das schwierig scheinende Unternehmen mit sich im Reinen. Er versprach bis zum Anbruche des Morgens Alles zu Luisens Abreise vorzubereiten, er verließ das Haus, um, wie er sagte, Erkundigungen einzuziehen, wohin sich die fliehenden Feinde gewendet hätten, und die nöthigen Anstalten, welche das Gelingen von Luisens Plan bezweckten, und zugleich ihre persönliche Sicherheit zum Gegenstande hatten, zu treffen.

Für den alten Waßmer lag in dem Gedanken, daß der hoffentlich nur verwundete Lothar eine treue und liebevolle Pflegerin erhalten solle, etwas sehr Beruhigendes. Er konnte sich nicht bergen, daß der Entschluß, den Luise gefaßt hatte, die Frucht einer innigen und edeln Liebe sey, daß sie eine Bahn betrete, die, indem sie nicht ohne Gefahren war, nur auf eine unsichre Hoffnung hin an's Ziel führe. Elisabeth sah in Luisens Unternehmen eine Handlung, die ihr die natürliche Folge einer starken und unwandelbaren Liebe dünkte, zu der auch sie im gleichen Falle sich ohne Zaudern entschlossen haben

würde und welche nur deshalb sie in eine ungewöhnliche Bewegung versetzte, weil sie für die Freundin fürchtete, weil sie, so vielen Besorgnissen um diese hingegeben, sich von ihr trennen sollte. Aber Luise selbst schien, seitdem sie ihrer Bestimmung, ihrer That gewiß war, muthig, stark und selbst heiter geworden zu seyn. Ihre Augen leuchteten, ihr Angesicht war von frischer Kraft belebt, ihre ganze Haltung fest und ruhig. Alle Bemerkungen, die Elisabeth, sie auf zufällige Hindernisse und Unannehmlichkeiten, welche ihre Wanderung bieten dürfte, aufmerksam machend, an sie richtete, beantwortete sie mit einer Ruhe und Klarheit, welche die Freundin überzeugten, daß es ihr nicht an geistigen Hülfsmitteln fehlen werde, ihrem Zwecke nahe zu kommen.

Im Nebengemache, wo Seppi und Walter noch immer bei dem Todten weilten, herrschte indessen eine völlige Ruhe und Stille. Die beklagenswerthe Wittwe Ulli's war noch nicht wieder zum Vorschein gekommen, als die Dämmrung des Morgens eintrat und Vincenz in Begleitung eines Mannes zurückkehrte, den er

Luisen als ihren Begleiter, als einen vertrauten Bekannten vorstellte, der sie sicher zu Lothar bringen werde und auf den sie sich in allen Fällen verlassen könne. Die Mädchen waren befremdet, in dem Manne, für dessen Treue das Wort des Pflegebruders bürgte, denjenigen wieder zu erkennen, der in der Eigenschaft eines Dieners der helvetischen Regierung, Landolin aus dem Pachthofe am Egerisee abgerufen hatte, als er eben durch die verfehlte Verhaftung Walter Brenni's, durch Lothars Dazwischenkunft, eine tiefe Beschämung erlitt. Der Mann trug dasselbe Kleid, welches er damals getragen hatte, er war mit allen Zeichen eines Boten des unter dem Landvolke so sehr verhaßten Directoriums ausgestattet. Er bemerkte die forschenden Blicke der jungen Frauenzimmer. Er sah selbst an sich herab, lachte und sprach:

„Haltet Euch nicht an die Schale, sondern an den Kern! Stille Wasser sind betrüglich und Gabriel Bendel kann so stumm seyn, wie ein Fisch, wann es darauf ankommt, den Republikanern Wind vorzumachen. Dieser Rock soll

uns durchhelfen, wo es, wie in dem schönen Kriegsliede, heißt: Feinde rings um! und ich fürchte alle Späheraugen der fremden Ketzer nicht, seitdem ein gewisser Sergeant, der leider einen für seine schlechte Person zu guten Namen trägt, dahier wohlverwahrt ist im sichern Keller, hinter Schloß und Riegel. Aber laßt uns nicht zaudern, Jungferle! Noch ist es still im Thale und auch die Hirten brauchen nicht zu wissen, wohin Gabriel seine Feder bläst und mit wem er aus ist auf eine geheime Expedition. Gestern Abends spät ist ein Nachen von Flüelen am Seeufer eingetroffen. Ich kenne den Schiffer und es soll mir nicht schwer werden, ihn zu gewinnen, daß er uns gen Küßnacht führt, wohin die Franzmänner ihre Flucht gerichtet haben. Vertraut nur fest auf Gabriel Bendel! Er wird Euer treuer Ritter seyn und im Feuer und Wasser Euch zur Seite bleiben, wie der heldenmüthige Prinz Tamino seiner Pamina."

Vincenz verbürgte sich nochmals für Gabriels Umsicht und Redlichkeit, dann rieth er

selbst Luisen zur Eile, die in wenigen Augenblicken reisefertig vor dem alten Waßmer stand.

„Sie sollen von mir hören;“ sagte sie in einem Ton, indem sie des Greises Hand ergriff, um sie zu ihren Lippen zu führen, der aber diese Absicht vereitelte und das Pflegekind auf die Stirn küßte. „Sie sollen,“ fuhr sie fort, „sobald sich irgend eine Möglichkeit dazu bietet, erfahren, ob und wie ich Lothar gefunden habe. Welchen Trost, welche Freude bringe ich ihm mit, wenn er noch am Leben ist, wenn noch die Rede seiner Luise in sein Ohr, in seine Seele dringt! Ist er dann auch krank und verwundet, so muß er genesen, so muß der Gedanke mit dem Vater versöhnt, von ihm gesegnet zu seyn, ihn mit frischer Kraft zum Leben erfüllen. Bedarf er meiner nicht mehr, so kehre ich zu Ihnen zurück. Hier ist mein Platz, bis Sie selbst mich demjenigen, den Sie wieder an ihr Vaterherz aufgenommen haben, als unzertrennliche Lebensgefährtin zuführen.“

Der Abschied war kurz, ergreifend, aber ohne Thränen. Noch lange sahen Elisabeth und Vincenz den beiden rasch hinschreitenden Gestal-

ten nach, die endlich in den Morgennebel, der auf den Wiesen lag, aber, schon leichter und duftiger werdend, einen heitern Tag voraussagte, verschwanden.

Sechstes Kapitel.

Rastlos muß ich ein flüchtig' Ziel verfolgen.

Der stürmische Jubel der siegestrunkenen Hirten dauerte noch den größten Theil des folgenden Tages. Nur wenige von ihnen waren durch die dringenden Vorstellungen der Befehlshaber dahin zu bringen, daß sie die nothwendigsten Wachposten gegen den Haken, gegen Steinen und das Seeufer hin, besetzten. Als der Abend herannahete, verließen ganze Schaaren von ihnen den Flecken Schwyz, um in ihre Heimath zurückzukehren, wohin sie ihre ländliche Beschäftigungen und ein Verlangen, das sich, selbst in einer geringen Entfernung von der Wohnstätte, in dem Schweizer Landmanne heimwehartig ausspricht, riefen. Man hörte in verschiedenen Zeiträumen die Melodieen der Kuhreigen, die in einzelnen

Thälern, aus welchen die Hirten zusammengeströmt, einheimisch waren, von den Alphörnern erklingen, man konnte deutlich bemerken, wie der belebende Ruf diejenigen, denen er vertraut war, gewaltig ergriff und unaufhaltsam nach der Heimath zog, an die er mahnte.

Vincenz, der zu einer Berathung mit den andern Anführern berufen worden, kehrte am Abende unmuthig zu seinem Vater und Elisabeth zurück.

„Dieses thöricht begonnene Unternehmen,“ sagte er, „scheint noch schmählicher endigen zu wollen, als ich befürchtete. Man glaubt mit dieser Handvoll Franzosen, welche vor der Uebergewalt weichen mußte, ihre ganze Macht bezwungen zu haben, man träumt von gewonnener Freiheit und Sicherheit, die nach diesen Helden, thaten niemand mehr anzutasten wagen werde, man geht ruhig heim, weil die Zeit da ist, die Kühe auf die Alp zu treiben, Tage lang mit untergeschlagenen Armen in der Sennhüttte zu stehn und in den Topf zu sehn, wo der Käse kocht. In wenigen Tagen werden sie die Folgen dieses unbesonnenen, abentheuerlichen Angriffes

erfahren. Wir hätten mit der Menschenanzahl, die beisammen war, die festesten Punkte besetzen, wir hätten uns halten, wir hätten dem Feinde Achtung einflößen und ein ehrenvolles, Gut und Leben sicherndes Abkommen treffen können. So aber ist Alles verloren. Man geht nach Hause, um sich einzeln abschlachten zu lassen, um da von den Feinde gefunden zu werden, wo kein Widerstand möglich ist."

„Du bist erbittert, mein Sohn," versetzte der alte Waßmer, „und die Erbittrung macht oft ungerecht. Diese Männer, die sich jetzt in ihre Heimath zurückbegeben, sind Familienväter; die Sorge für ein weites Hauswesen erheischt Ihre Gegenwart. Glaube mir, wenn man ihrer auf dem Schlachtfelde bedarf, so werden sie bei dem ersten Ruf wieder bereit seyn, Blut und Leben dem Vaterlande zu opfern!"

„Ihr Wille ist gut, ihr Muth findet nicht seinesgleichen," entgegnete ruhiger der Sohn, „aber ich fürchte sehr, daß man uns ein zweites Mal nicht die Zeit lassen wird, uns zu sammeln und zu rüsten. Wir wollen uns auf Alles ge-

faßt halten! Wir haben die Freuden der Sieger genossen, auch die Leiden der Besiegten können uns treffen.“

Er wandte sich zu Elisabeth und bemühete sich, ihr, die besorgt seine Rede angehört hatte, in einem scherzhaften Tone einige Scenen aus dem wilden Volkstreiben dieser Tage darzustellen. Er erzählte, daß man nicht nur an seine eigene Freude, sondern auch an die Beglückung andrer gedacht, indem man den größten Theil der Gefangenen, unter diesen auch Landolin und seine Leute, so wie den Sergeanten Jean Bendel, habe entkommen lassen. Die Wache, welche die Thüre des Gefängnisses bewahrt, sey von dem melodischen Klange der Gläser im nahen Wirthshause unwiderstehlich angezogen worden, sie habe es für hinreichend gehalten, ihren Stutzen an der Wand neben der Gefängnißthüre aufzustellen, um durch diesen sich selbst und ihre Wachsamkeit repräsentiren zu lassen, und als sie wieder zurückgekehrt, sey sie nicht wenig erstaunt gewesen, die Thüre erbrochen, die Gefangenen entflohn und den Stutzen ver-

schwunden zu sehn. Man hatte zwar den Gefangenen gleich nachgesetzt, aber bis jetzt noch keine Spur von ihnen gefunden.

Am Abendtische kam man mit Seppi und ihrem Bruder zusammen. Dieser zeigte eine Unruhe, die ihm nicht gewöhnlich war. Er verließ oft seine Stelle und ging hinaus, wo ihn Vincenz, der ihm einmal nachfolgte, in einem träumerischen Hinschauen nach den Gebirgen Unterwaldens, deren dunkle Umrisse im Mondenscheine mächtig hervortraten, fand. Seppi erschien völlig gefaßt. Sie war ernst, aber besonnen, traurig, ohne ihre Geisteskraft an diese Trauer zu verlieren. Sie sprach zu Herrn Waßmer über die künftige Einrichtung ihres Hauswesens, sie fragte ihn um Rath, sie erlangte die beruhigende Gewißheit, daß, insofern ihr bisheriger Grundherr unter den gegenwärtigen Verhältnissen etwas hierüber bestimmen konnte, sie immer in dem Pachtbesitze der Meierei am Egerisee bleiben werde. Elisabeth hatte Seppi bisher nur als ein unbesorgtes, freundliches und heiteres Wesen gekannt, jetzt lernte sie die junge

Wittwe als eine Frau von einem starken Gemüthe, von einer Ruhe und Festigkeit des Characters, die nicht gewöhnlich waren, mehr lieben und höher achten.

Der nächste Morgen war für das Begräbniß Ulli Flüeli's bestimmt. Seppi folgte mit ihrem Kinde auf dem Arm der Leiche. Neben der Wittwe ging Walter Brenni, dessen düstre Blicke fest an dem Sarge hingen, während Seppi's Augen oft von diesem ab sich auf das Kind wandten, als suche und hoffe sie in ihm einigen Ersatz für den Verlornen. Sie war sehr blaß, aber ihr Gang war fest und man sah sie dann erst weinen, als der Sarg in die Grube gesenkt wurde, als die Erdschollen dumpf auf ihn niederfielen und Pater Cyprian über dem geschlossenen Grabe einige Worte, die das Gedächtniß des Verstorbenen ehrten, sprach. In einem weiten Kreise standen die Freunde und Bekannten aus dem Egerithale, die freudig herbeigekommen waren zum Kampfe und nun trauernd über den Verlust eines lieben Nachbarn wieder zurückkehrten. Vincenz und sein Vater

hatten neben der Wittwe und ihrem Bruder ihre Stellen eingenommen. Die ganze Scene war geeignet, einen großen, zugleich schönen und erhebenden Eindruck hervorzubringen. In dieser reichen, herrlichen Natur, die ringsum ihre schützenden Wächter aufgestellt zu haben schien, leuchtete auf einem Wiesenabhange der freundliche Kirchhof von Schwyz, mit seinen blumengeschmückten, vergoldeten Kreuzen so lieblich empor, wie ein Kind, das vertrauungsvoll in den Himmel hinauflächelt, das, des Erdentands vergessend, seine Händchen zu ihm erhebt, um ihn zu sich herabzuziehn oder sich zu ihm hinaufzuschwingen. Mit frischen Grün, Blumen, welche die Klosterfrauen und ihre Schülerinnen gar künstlich verfertigt, bunten Bändern und Gold geschmückt, glich Alles eher einer schönen, höhren Geburtstagsfreude, als einem Trauerplatze, einer Todtenstätte, die ja immer auch als Saatfeld eines neuen Lebens angesehen werden kann.

Die Männer aus dem Egerithale hatten nur den Schluß der Feierlichkeit abgewartet, um die Rückkehr in ihre Heimath anzutreten.

Zu ihnen gesellte sich Seppi, die, wie sie sagte, nun die doppelte Elternsorge für das Kind zu tragen hatte und, indem sie dem Verlornen ein treues Andenken in ihrem Herzen bewahrte, nichts unterlassen wollte, was dem Zurückgebliebenen zu Nutzen und Wohlergehen gereichen konnte.

„Der Hausherr fehlt nun für immer,“ sagte sie zu Elisabeth, von der sie im Vorübergehn einen herzlichen Abschied nahm, „sein Auge hat der Tod geschlossen und es kann nicht mehr wachen über Ordnung und Gehorsam des Gesindes; da muß nun der Blick der Hausfrau um so aufmerksamer seyn und wenn es ihr auch manchmal schwer fällt, so stärkt sie der Gedanke an sein Kind, für das sie sorgt und schafft. Lebt wohl, Jungfrau Elisabeth! die heilige Jungfrau lasse es Euch wohlergehen und Euerm Hochzeiter.“

Ehe sie sich entfernte, warf der Greis gegen seinen Sohn die Frage hin, ob es nicht besser gethan sey, sich ebenfalls zurück ins Egerithal zu begeben, als hier am fremden Orte, un-

ter Fremden zu weilen? Vincenz aber schüttelte bitter lächelnd das Haupt.

„Wie sich Alles anläßt," erwiederte er, „so werden wir uns bald nirgends besser befinden, als da, wo uns die meisten Wege zur Flucht offen stehn, und das ist hier, wo die Nähe des Sees, die vielen Thäler und Bergschluchten ein verborgenes Entkommen begünstigen. Wie leicht trägt uns ein Kahn, den der Einzelne zu lenken vermag, hinüber an das jenseitige Ufer, wo wir in den hohen Alpthälern der Surenen eine Sicherheit finden, die keines Feindes Auge erspäht, oder hinab nach Uri, wo uns nur wenige Stunden Wegs von der Grenze Italiens trennen? Ist uns die Flucht zu Wasser versperrt oder ziehen wir die zu Lande vor, so führt uns eine Bergwandrung, deren Beschwerden Elisabeth wohl zu ertragen vermag, in den abgelegenen Hintergrund des Sihlthales. Dort habe ich sichre Freunde, dort finden wir Verstecke, wo uns niemand aufsucht!"

Sie standen vor dem Hause, dessen Besitzerin sie als gerngesehene Gäste aufgenommen hatte,

und verfolgten mit ihren Blicken den schon fernen Zug der Landleute, in deren Mitte Seppi, ihren Gram gegen die Außenwelt fest verschlossen im Herzen, dem heimathlichen Thale zuschritt. Nicht wie die andern Hirten, mit Tanz und Klang der Alphörner, zog die Schaar aus Egeri heim. Eine ernste Trauer herrschte in ihren Reihen und wenn etwas laut wurde, so war es das Murmeln eines Gebetes zum Heile der Seele dessen, der so unverwartet aus ihrer Mitte gerissen worden war.

Noch sahen Elisabeth, der alte Waßmer und Vincenz nach der Gegend hin, wo vor einigen Augenblicken der Zug verschwunden war, als Walter Brenni, mit Stutzen und Waidtasche gerüstet, vor sie hintrat und, indem ein unruhiges Feuer aus seinem sonst düstern Blicke leuchtete, zu dem Junker sagte:

„Es hält mich nicht mehr hier! Ich habe keine Ruhe, ich fühle mich beängstigt und immer ist es mir, als müßte der Mythen über mir zusammenbrechen und mich nur allein unter seinem ungeheuren Grabhügel begraben! Seht hin,

ob er nicht wankt, ob er sich nicht senkt und nach mir herabreicht? Bei allen Heil'gen, ich werde furchtsam, wie ein Kind, wenn ich noch länger bleibe! Dieser Mythen steht da, wie ein grauer, gespensterartiger Riese und das Kreuz auf seinem Gipfel kommt mir vor, wie das Kreuz auf meinem Grabe. Ich will aber dort nicht liegen, wenn ich todt bin. Seht die freundlichen Berge von Unterwalden, wie sie locken und laden im Sonnenglanze! Dahin ruft es, dahin zieht es mich! Dort," fuhr er ruhiger und wehmüthig fort, „steht ein alter Ahorn — ihr wißt, wer darunter schlummert, nun schon Monate lang — dort steigt ein Hauch des Friedens und der Ruhe aus einer Grabstätte empor, nach dem sich mein Herz sehnt, weil er ihm Kraft giebt, noch länger zu tragen und zu kämpfen. Ich muß zu dem alten Ahorn wallfahrten. Als ich Ulli Flüeli fallen sah, da kam es mir in den Sinn, daß es mir ebenso gehen könne wie ihm, daß mich des Feindes Kugel unerwartet abrufen könne, ehe ich noch einmal in Unterwalden war und auf dem Grabhügel gebetet,

unter dem das Herz ruht, das ein Stück von dem meinigen war. Ich muß hin. In wenigen Tagen bin ich zurück oder auch früher, wenn vielleicht auf's neue die Flammen von den Hochwachten aufschlagen und wieder zum Freiheits- und Rachekampfe auffordern."

Vincenz hatte sich so sehr an Walters Gesellschaft gewöhnt, daß ihn diese Eröffnung unangenehm ergreifen mußte. Er hatte auf seinen Beistand in den Ereignissen der nächsten Zeit, die er als Gefahr bringend erkannte, gerechnet, er hatte sich selbst fester und kräftiger gefühlt, indem er einen Mann in seiner Nähe wußte, der ihm helfen konnte diejenigen beschützen, für deren Sicherheit er allein eine Sorge, eine Furcht empfinden konnte. Dennoch sah er ein, daß ihm kein Recht zustehe, den schwermüthigen Mann von einem Unternehmen zurückzuhalten, in dem er wähnte, eine Beruhigung zu finden, die sich auf immer von ihm gewandt hatte, eine Seelenkraft, die nur im wilden Schlachtgetümmel, in Augenblicken hoher Gefahr sich vorübergehend zu erheben vermochte.

„Geh' mit Gott, Walter!“ sagte Vincenz und reichte ihm die Hand, „gehe hin, wohin es dich ruft und möge dir der Himmel den Trost in's Herz senden, dessen du bedarfst! Aber vergiß auch unsrer nicht. Glaube mir, die Freiheitsflamme ist für immer erlöscht auf diesen Bergen und dem kurzen Tag folgt eine Nacht von langer Dauer, voll böser Träume und Erfahrungen. Harre nicht, bis ein Licht von der Hochwacht dich in unsere Nähe ruft! Wenn ein düstres Gerücht zu dir dringt, daß der Feind in ungeheurer Uebermacht, wie eine Wetterwolke, gegen welche die Menschen keine Waffen haben, über die Berge heranzieht, um sich verheerend in die Thäler zu ergießen, um einen kurzen Siegesrausch mit schwerem, dauernden Elende zu bestrafen, dann gedenke unserer, dann eile, fliege herbei, denn,“ schloß er so leise seine Rede, daß nur Walter sie vernehmen konnte, „ich stehe jetzt nicht allein: Vater und Braut habe ich zu führen und zu vertheidigen!“

Der Schütz antwortete nichts, aber er drückte des Junkers Hand in einer Weise und begleitete

diesen Druck mit einem Blicke, welche die Versicherung enthielten, daß man im Nothfalle seiner Nähe, seiner Hülfe gewiß seyn könne. Dann trat er seinen Weg gegen das Seeufer hin an, mit raschern Schritten, als gewöhnlich, in einer Eile, die seine innere Bewegung an den Tag legte.

Von der Schönheit des Morgens zu einer Wanderung durch das reizende Thal angezogen, folgten Vincenz und Elisabeth dieser freundlichen Einladung, während der alte Waßmer sich in das Haus begab, um hier einen Brief an seinen Freund, den Geistlichen in Zürich, zu schreiben, zu dessen Beförderung er in den nächsten Tagen Gelegenheit zu finden hoffte.

Das junge Paar vergaß in der großartigen und dennoch anmuthigen Umgebung der Sorgen des Augenblicks und überließ sich ganz dem mächtigen Eindrucke, dem sich ohnehin ein gefühlvolles Herz nicht leicht verschließen konnte.

„Die richtige Betrachtung und Würdigung der Schönheiten der Natur," hob Vincenz an, indem er an der Seite seiner Braut seine Schritte jenem romantisch gelegenen Landhause, Siti

genannt, zulenkte, von welchem ein anmuthiger Waldweg zu einer einsamen Kapelle und Einsiedelei führt, wo die entzückendste Aussicht dem Auge des Naturfreundes sich eröffnet, „ist ein großer Vorzug der gebildeten Klasse vor dem rohen Haufen, der eben in einer frischen, blumigen Wiese nichts sieht, als einen gedeckten guten Tisch für seinen Viehstand und nach dem perspektivischen Reize einer Gegend nur die Entfernung bis zu einem gewissen Ziele, das er eben zu erreichen beabsichtigt, zu ermessen versucht. Mein einsames, stilles Leben in den Hochalpen hat mich diesen Vorzug schätzen gelehrt. Schon das Bewußtseyn, daß ich im Stande war, jede wunderbare Scene der Natur, da wo sie ihre Gletscherwüsten, mit den kolossalen, farbenspielenden Eisbergen zeigt, wie da, wo sich plötzlich neben einer solchen starren und leblosen Welt, ein lachendes freundliches Alpthal mit friedlichen Hütten und glücklichen Menschen bietet, als eine harmonische Kunstschöpfung betrachten zu können, brachte mich im Geiste denjenigen näher, die ich liebte und die ebenso dachten und empfanden wie ich.

Ich kann dir sagen, Elisabeth, ich habe oft auf einem moosbedeckten Stein gelagert, mitten in einem Eismeer, durch dessen tiefe, rosenrothe Spalten ein Gletscherwasser rauschte, nur die gewaltigen Massen der Urfelsen und Eisberge vor meinen Augen, so glückliche Momente verlebt, wie sie mir, getrennt von dir und entfernt aus dem väterlichen Hause, nur werden konnten. Der Friede auf jenen Höhen, der sich der Seele mittheilt, ist ein unbeschreiblich schönes Gefühl. Man findet sich hinweggerückt aus dem kleinlichen Treiben der Menschen, erhoben über die Schwächen, die uns regieren und belästigen. Und dieses ist dennoch nur die Empfindung, die aus dem Bilde auf uns übergeht, nicht seine Erkenntniß. Stundenlang hat es mich ergötzt, die großartigen Darstellungen der Natur in ihre Einzelnheiten zu verfolgen und zu bewundern. Nichts ist interessanter, als das reiche, wechselvolle Spiel des Lichtes an den Schnee- und Eisgipfeln. Ein leichter Nebel, der in der Atmosphäre aufsteigt und den dort unser Auge nicht bemerkt, bringt das wunderlichste Farbenbild auf

jenem hellglänzenden Grunde hervor. Ein Eisberg, der eben noch zu einer ungeheuren Wand mit andern verschmolzen erschien, zeigt sich im nächsten Augenblicke scharf abgeschnitten auf einem bläulich glänzenden Grunde, den ein ander er bildet, auf welchen die Sonne durch ein Wölkchen niederscheint und, wie durch ein magisches Wirken veranlaßt, tritt nun plötzlich ein weites Amphitheater kolossaler Bergstufen, jede in einem eigenem Farbenlichte, da hervor, wo noch vor kurzem nur eine einzige, weißglänzende Wand zu erblicken war. Die Strahlen der Sonne haben sich in dem Wolkendufte gebrochen, sie fallen abgesondert und sondernd nieder und die verschiedenen Eislagen jener Bergstufen spiegeln sie in manichfaltigen Farben wieder. Wenn nun in dieser ruhigen, nur in Licht und Farben lebenden Landschaft plötzlich eine Heerde Gemsen erscheint, deren flüchtiger Fuß leicht über die Schneefläche hinschwebt und das zarte, schöne Thier mit Windeseile in ferne Bergschluchten trägt, oder wenn das Geräusch eines über unserm Haupte kreisenden Adlers uns der Betrach-

tung der wunderbaren Scene entreißt, oder wenn auch in noch höhern Regionen, wo weder Gemse noch Adler mehr ihre Wohnungen aufschlagen, nur ein verirrter Schmetterling uns begegnet, dann, Elisabeth, erinnert uns dieses Bild eines regen Lebens an das Leben selbst, an die Menschen, die tief unten heimisch sind und die bei allen ihren Schwächen, ihren Fehlern doch immer dem Herzen vertraut bleiben und es zu sich hinziehn, weil es auch diesen Fehlern und Schwächen nicht fremd ist!"

„Ich glaube nicht, Vincenz," erwiederte Elisabeth, den dämmerigen Waldweg betretend, den sie während dieser Rede erreicht hatten, „daß diese mächtigen und großen Ausstellungen der Natur einen so wohlthätigen Eindruck auf mich machen dürften, wie ein sanfteres, vertrauteres Bild, in welchem ich auch das Treiben der Menschen gern sehe, ohne gleich an seine Irrwege zu denken. Jene Einsamkeit in der Eiswüste, jene ungeheure Berggipfel, die sich uns dort nahe drängen, möchten eine ängstliche Empfindung in meiner Brust erwecken, während

doch eine vollkommene Freiheit der Gefühle ein nothwendiges Erforderniß der Empfänglichkeit für sie ist. In grünen Wiesenthälern, an sanftgewölbten Bergen, an dem Ufer eines ruhigen See's, der gegen jeden Sturm geschützt ist, fühle ich mich heimisch und ein solches Bild der Heimathlichkeit nehme ich gern in mein Herz auf, indem ich mich zugleich an seinen Reizen, die mir reicher scheinen, als jene deiner Landschaft, mit dem Blicke einer Freundin der Kunst, die gern durch diese ihre Erinnerungen an die Natur selbst nährt, ergötze."

„Du kennst den Zauber noch nicht, den jenes erhabene Schauspiel auf unsre Seele übt;" versetzte Vincenz. „Auf jenen einsamen Höhen stehn wir dem Himmel näher und es dünkt uns, als sey schon ein Theil unsrer irdischen Fessel abgestreift. Dort ist die vollkommene Freiheit zu Hause, die unsre Gefühle reinigt, denn kein Schmerzenslaut des Lebens über Gewaltthat und Unterdrückung dringt dort hinauf."

„Laß mir mein Paradies auf Erden," sagte lächelnd das Mädchen, „und ich will dir das

deinige, das du zwischen Himmel und Erde angebaut hast, nicht antasten! Mit dem Muthe, mit der Verwegenheit der Männer stimmt es überein, daß sie das Außerordentliche, der Sinne sich Bemächtigende, lieben. Wir Frauen mögen uns mit unsern Liebhabereien nicht gern weit von unserm häuslichen Kreise entfernen und erfreuen uns gern derjenigen Dinge, die von diesem, oder von einem ähnlichen Verhältnisse aus, unser Auge erreichen kann."

„So wirst du hier eine Befriedigung finden, wie sie in deinen Wünschen liegt;" versetzte der junge Mann und führte die Braut auf eine freie Stelle hinaus, wo, neben einer Kapelle und der einfachen Wohnung eines Waldbruders, das Auge der reizendsten Aussicht in eine weite, idyllische Gegend genoß.

Elisabeth stand in freudige Bewunderung verloren. Ueber frisch ergrünende, von ländlichen Wohnungen und Knospen treibenden Obstbäumen geschmückte Fluren, schweifte das Auge in ein schönes Thal, das von thätigen Menschen und weidenden Heerden belebt wurde. Dann

zog es der Silberspiegel des Lowerzersee's, der grasreiche Rigi, der waldige Roßberg an, welche zu beiden Seiten des lieblichen See's aufstiegen und eine ungeheuere Pforte bildeten, durch die man nach den blauen Bergen von Zug, Luzern und Aargau hinüberblickte. Bei einer kleinen Wendung trat neben dem schönen, sanftgebildeten Rigi der Vierwaldstädtersee hervor, und hinter ihm erschienen die Berge Unterwaldens, das Buochser- und Stanzerhorn bis hinauf zu dem gletscherumgebenen Titlis. Es war ein Bild, das jenem Frieden, der dem sanften Charakter Elisabeths entsprach, vertraut war, ohne in eine zu große Weichheit überzugehn, der wiederum die ruhige Stärke ihres Gemüthes nicht wohlwollte.

„Wir bewohnen ein schönes Land," begann nach einer kurzen Stille Vincenz, „ein Land, das durch die Thaten unserer Väter geheiligt ist, das sie, wohin wir blicken, in unsere Erinnerung zurückrufen würde, wenn wir ihrer je vergessen könnten. Ueberall ist heiliger, von der Freiheit, von der Geschichte geweiheter Boden. Dort liegt Steinen, wo Werner Stauffacher und

seine Frau Margaretha Herlobig wohnten und diese in die Seele ihres Mannes den ersten Gedanken, die Tyrannei der Vögte zu stürzen, warf. Siehst du dort jenseits des Waldstädtersee's den dunkeln Einschnitt in eine kleine Bucht, die ein mächtiger Berg überragt? Das ist das Grütli, wo die drei Männer tagten, und über ihm schwebt der hohe Seelisberg mit einem wunderbaren See auf seinem Gipfel, von dem niemand weiß, woher er seine Wasser nimmt. Jene dunkle Felsenmasse diesseits des See's ist der Achsen. An seinem Fuße liegt die Tellenplatte. Da wagte der kühne Schütz den rettenden, gewaltigen Sprung, da schleuderte er des Geßners Fahrzeug weit hinaus in den See, ein Spiel der Winde und Wellen! Und dort drüben die Berge von Unterwalden! In ihnen lebte das Geschlecht der Winkelriede, deren Söhne den Drachen tödteten und die Schlacht von Sempach gewannen! Dort ward Arnold von Melchthal geboren, dort sind noch die Trümmer des Zwinghofes zu sehen, die er brach, dort wirkte der fromme Bruder Claus, dessen Rath und Beispiel dem Vaterlande Segen

brachte. Ja, Elisabeth, es ist ein schönes Land, aber auf dem schönen Lande lastet das Unglück und ich sehe nun ein, daß die alte Einigkeit, die alte Kraft es abzuwälzen in den Söhnen des Landes erstorben ist! Ich habe nach einem schönen Ziele gestrebt, aber es verschwindet, wie ein Traum, und die Wirklichkeit, die ich zu erkennen anfange, bietet keinen Ersatz für das, was ich nothgedrungen aufgebe. Wir haben für Andere getragen und gekämpft! Fremde Herren werden den Boden dieses Landes zum Tummelplatze ihrer Kämpfe machen, es wird unsäglich elend werden, dem Volke wird keine Stimme über sich zustehn und man wird seiner so wenig achten, wie der Wanderer eines Wurms achtet, den sein Fuß zertritt."

Während er sich abwandte und von Elisabeth begleitet am Rande der Waldung in das Thal hinabstieg, suchte das Mädchen durch Betrachtungen heiterer Art ihn von den melancholischen Gedanken abzubringen, in die ein Blick auf die Lage des Heimathlandes ihn versetzt hatte. Es war ihr beinahe gelungen, als sie, von einer

andern Seite in den Flecken Schwyz zurückkehrend, an dem Kapuzinerkloster ein reges Leben bemerkten, dessen Bedeutung Vincenz bald erkannte. Die frommen Väter waren wieder eingezogen in das Haus, aus dem sie das Gebot der bisherigen Gewalthaber verwiesen; Männer, Greise, Weiber und Kinder waren emsig beschäftigt, ihnen allen Hausrath, dessen sie bedurften, und eine Fülle von Lebensmitteln zuzutragen, die wenigstens an Ueberfluß grenzte.

„Das sind diejenigen," sagte unwillig Vincenz, indem er hastiger in den Flecken hinabschritt, „die Alles, was aus dem Muthe und der Kraft des Landmannes Tüchtiges für das Land hervorgehen konnte, verdorben haben. Ihre starre Selbstsucht, ihr blinder Haß, ihr unzeitiger Glaubenseifer lehnten sich gegen jeden bessern Rath auf und opferten diejenigen, von denen sie für unmittelbare Werkzeuge eines göttlichen Willens angesehen wurden. Jetzt wähnen sie sich wieder in sicherer, unerschütterlicher Herrschaft. Die Verblendeten! Wenige Tagen werden hinreichen, sie diesen stolzen Träumen zu entreißen.

Wenige Tage, Elisabeth!" wiederholte er bedeutungsvoll. „Auch uns trifft, was diese nahe Zukunft bringen wird," setzte er düster hinzu.

„Du weißt, daß ich bereit bin, jede Beschwerde, jede Entbehrung mit dir zu ertragen," antwortete zärtlich Elisabeth. „Du hast gesehn, welche Kraft in Luisen die Liebe erzeugte. Hältst du meine Liebe minder stark, als die ihrige?"

Da erheiterte sich das Angesicht des jungen Mannes, er lächelte freundlich zu der schönen Braut hinab, die mit sanftem, aber festem Blicke zu ihm aufsah, und sagte im Tone einer beruhigenden Ueberzeugung:

„Wir werden auch in diesem Sturme nicht untergehn! Wer kann stärker seyn im Dulden und Harren, als du, meine Elisabeth, mit dem Frieden, mit dem festen Gottvertrauen in deiner Seele?"

Sie hatten ihre Wohnung erreicht. Der Vater trat ihnen entgegen und bei dem Anblicke der jungen Leute wich für einige Augenblicke der Aus-

druck der Besorgniß wegen des Schicksals Lothar's von seinem Angesichte, um dem der Freude über das blühende Brautpaar Raum zu geben.

Siebentes Kapitel.

Zu schiffen in dem wüth'gen See; das heißt
Nicht Gott vertrauen, das heißt Gott versuchen.

Dem frohen Taumel, welcher der leicht errungene Sieg über ihre Bedränger veranlaßte, mußte bei dem verständigern Theile der Landleute bald ein ernstes Nachdenken folgen, das sie das Mißliche ihrer Lage erkennen, die Rückwirkungen ihrer Handlungsweise fürchten ließ. Vergebens erwartete man eine Nachricht von neuen Siegen der Oesterreicher, vergebens die Kunde, daß die Franzosen von jenen gedrängt, das Schweizergebiet verlassen hätten. Keine der Hoffnungen, mit denen man ihnen geschmeichelt hatte, ging in Erfüllung. So kam es, daß am nächsten Tage eine dumpfe, ahnungsvolle Stille auf dem Flecken und dem Thale von Schwyz lag. Schweigend

und nachdenklich sah man die Hirten nach dem Kloster der Kapuziner gehen, um in den Versicherungen der frommen Väter neues Vertrauen, neuen Muth zu finden. Der Tag, der diesem folgte, war der erste des Maien. Sonst regte sich in frohen Klängen, in dem muntern Treiben der Hirten und Heerden, die zum erstenmale zur Alp zogen, an diesem Tage ein heitres, frischerwachendes Frühlingsleben in dem reizenden Thalgrunde; heute aber schwiegen die Alphörner, die Hirten standen finster in der Thüre ihrer Wohnungen und sahen besorgnißvoll nach dem Hakenpasse hinauf, die Heerden wurden von den Knaben immer in der Nähe der Häuser gehalten.

Am Abende dieses Tages kam Vincenz, der auf Erkundigungen ausgegangen, in großer Bewegung zu seinem Vater und Elisabeth zurück.

„Das Unglück bricht ein," sagte er, „und es bleibt uns nichts übrig, als durch die Flucht ihm auszuweichen. Vom Zürichersee zieht eine Uebermacht der Feinde gen Einsiedeln heran, der nur die thörichste Verwegenheit sich widersetzen könnte. Die Rache ist schnell und ihr Gang ist zermal-

mend. Jeder Widerstand wird auch unmöglich durch das rasche Vordringen der Feinde, die schon alle festen Punkte besetzt haben. Kommen Sie, mein Vater, komm, Elisabeth! Wir wollen den See hinab nach Altdorf, von dort können wir, wenn es die Umstände erfordern, nach Graubünden und weiter nach Deutschland, wo unsere Freunde uns Schutz und Unterstützung nicht versagen werden!"

„Wie," entgegnete finster der Greis, „sollen wir die ersten seyn, eine Sache zu verlassen, die uns recht und heilig dünkt? „Sollen wir einer Gefahr aus dem Wege gehen, der andre vielleicht sich muthig stellen?"

„O, mein Vater," versetzte Vincenz, „ich habe in der letzten Zeit so bittere Erfahrungen gemacht, daß ich mich oft zweifelnd frage, ob denn diese Sache, in ihrem Urquell recht und heilig, aber durch diejenigen, die sie zu ihren eigensüchtigen Absichten mißbraucht, entstellt, noch der Opfer werth ist, die ein Mann, dem es um das Gottesgeschenk der Freiheit gilt, mit seinem Blute und Leben bringen kann? Ich bin aus dem

schönen Traume meiner Jugend erwacht und, gereift in den zahlreichen Erfahrungen einer kurzen Zeit, sehe ich vor mir eine häßliche, höhnende Wirklichkeit. Nicht für die Freiheit, nicht für das Vaterland habe ich gekämpft, geblutet, entbehrt und entsagt; nein, für eine Sklaverei andrer Art, für eine solche, die nicht nur die Person und das Eigenthum bedroht, sondern auch die heiligsten Güter des Menschen, seinen Geist und seine Gefühle, in ihre Fesseln schlägt! Diese Sklaverei scheint mir die schimpflichste von allen. Der ächte Freund des Vaterlandes steht auf einem öden Flecke der Vereinsamung, auf einer wüsten Insel, welche die Wellen, die von allen Seiten anschlagen, zu überströmen drohen. Er kann den Gedanken nicht ertragen, die schöne Heimath unter der Herrschaft der Fremden zu sehen, er erkennt mit blutendem Herzen den Zwiespalt, der ihre Söhne gegeneinander bewaffnet, er kann seinen Arm nicht den Ansprüchen derjenigen leihen, die freilich die alte Freiheit im Munde führen, aber nur sich meinen und den Zwang, den sie den Geistern auferlegen wollen. Ihm bleibt nichts

übrig, als trauernd das Vaterland zu verlassen und in der Ferne dessen bessere Zukunft zu erwarten, denn wie er ihm auch dienen, wie er für es handeln möchte, so dient er dem Unrechte, der Willkühr und der Selbstsucht."

„Sollte es dahin gekommen seyn?" erwiederte nach einigem Nachdenken der alte Waßmer. „Sollte der Wahn und der Despotismus eine so unumschränkte Herrschaft gewonnen haben, daß sie auch das Gute, es zum Verderben wendend, in ihren Kreis rissen?"

„Es ist dahin gekommen!" sagte in einem traurigen Tone der Sohn. „Alle Anstrengungen, welche aus dem ursprünglichen Muthe und der Kraft des Volkes hervorgehn, werden unter der Leitung derjenigen, deren Gebote es sich unbedingt unterwirft, zu einem Quell unversieglichen Elends. Es wäre Sünde, länger mit jenen verbunden zu bleiben, die dieses Elend herbeiführen, nachdem wir ihr Treiben und Trachten erkannt haben. Wir wollen diese Sünde fern von uns halten, mein Vater! Lassen Sie uns auswandern — ja, mein Vater, dieses ist

das bittre Wort — lassen Sie uns in der Ferne Wünsche für die Heimath pflegen, die ihr wenigstens keinen Unsegen bringen, wie unsere Thaten!“

Elisabeth hatte im Laufe der letzten drei Tage bemerkt, daß der Geist ihres Geliebten in einem Kampfe von Zweifeln befangen sey, dessen Resultat der Vorschlag war, den er jetzt seinem Vater machte. Sie hätte nicht lieben müssen, wie sie liebte, sie hätte sich nicht nach dem Glücke eines friedlichen Hauslebens sehnen müssen, wie es ihr mit Vincenz in ihren schönsten Hoffnungen vorschwebte, wenn nicht dieser Entschluß plötzlich erheiternd und belebend in ihre Seele gedrungen wäre! Aber sie gedachte auch Luisens. Wer war gewiß, daß Lothars Schicksal die günstige Wendung genommen hatte, mit der man sich schmeichelte? Und selbst in diesem Falle — konnte Luise länger bei dem Genesenden bleiben, als es dessen Pflege erforderte und erlaubte? Sie theilte dem Bräutigame ihre Einwendungen mit. Sie verbarg nicht, wie sie der Blick in die Zukunft, die sein Wort eröffnet hatte, entzückte, sie

sprach aber auch ernst von der Pflicht, die Freundin nicht in ihrer ungewissen Lage zu verlassen.

„Sorge nicht um Luisen!“ sagte in einem beruhigenden Tone Vincenz. „Ihr wie uns legt das Schicksal herbe Erfahrungen auf, aber auch sie wird in dieser Schule auf sich vertrauen, sich selbst helfen lernen. Hat der Himmel unsere Wünsche erhört, ist Lothar noch am Leben und gelingt es ihrer Pflege, ihm dieses zu erhalten, so bin ich überzeugt, daß er sie unserm geistlichen Freunde in Zürich zuführt, wenn er ihrer nicht mehr bedarf; hat aber jene verhängnißvolle Kugel seinem Leben ein frühes Ziel gesteckt, dann ist der vertraute Führer, den ich ihr mitgegeben, bereits angewiesen, sie in dem Falle, daß die Rückkehr hierher gefährlich scheinen möge, ebenfalls zu jenem Freunde zu geleiten. Er soll bald von uns hören, bald unsern künftigen Aufenthalt erfahren. Du siehst, Liebe, daß ich Luisen nicht vergessen habe, aber hilf mir nun auch den Vater dahin bringen, in meinen Vorschlag einzuwilligen!“

„Es bedarf der Mitwirkung Elisabeths

nicht, um meinen Entschluß zu bestimmen," sprach der Greis, indem er dem Sohne näher trat. „Es ist hart, in meinen Jahren das Land verlassen zu müssen, dem meine ganze Vergangenheit angehört, in dem die Kindheit ihre Freuden, die Jugend ihre Belehrung, die Zeit des Mannes ihre Erfahrungen fand und in dem nun dem Alter nicht die Stätte seiner Erinnerungen bleiben soll. In dem Worte Vaterland liegt für den Schweizer eine höhere Bedeutung, als für andre Völker. Welches von diesen hätte eine Vergangenheit aufzuweisen, wie die unsrige, welches von diesen bewohnt ein Land, das durch seine Schönheit, durch seine Größe seine Kinder liebevoll und unwiderstehlich an sich zieht, wie das unsrige? Doch genug hiervon! Ich bin entschlossen, die Heimath zu fliehn. Ich muß mich dazu entschließen, wenn ich nicht der Gefahr ausgesetzt bleiben will, ihr durch die Unrechtlichkeit der Fremden mit Gewalt entrissen zu werden. Aber nicht eher, als bis gewisse Bedingungen erfüllt sind, überschreite ich die Grenze der Heimath, nicht eher, bis ich über Lothars Geschick auf

die eine oder die andre Weise beruhigt bin, bis Luise sich wieder zu uns gefunden hat, die ich als ein eigenes Kind zu halten ihrem sterbenden Vater versprochen habe und die, wenn sie ihrer schwesterlichen Pflicht gegen Lothar Genüge geleistet hat, erst dann mich wieder verläßt, wenn sie in den Besitz, in den Schutz eines Gatten übergeht!"

„Es giebt der verborgenen Zufluchtsstätten noch genug," erwiederte Vincenz, „die vor dem Namen Waßmer sich aufthun und zu denen dem Verrathe, der Bosheit kein Weg offen steht. Freilich trug ich es anders im Sinne und ich fürchte, daß diese Veränderung meines Planes manche Gefahr, manche Schwierigkeit mit sich führt! Jene Zufluchtsstätten sind nicht so leicht zu finden, nicht so sicher wieder zu verlassen, wie furchtlos in ihnen verweilen ist. Aber Sie wünschen es so, mein Vater, und haben wir einmal ein festes Ziel vor Augen, so ringen auch fester Wille, Kraft und Besonnenheit sich zu ihm hindurch."

Es wurde nun keine Zeit mehr verloren, die

Wanderung zum Seeufer anzutreten. Man bedurfte hierzu keiner großen Vorbereitungen. Nach einem kurzen, dankbaren Abschiede von der Wirthin, verließ man das Haus, in welchem man Trauriges und Seltsames, die Todtenfeier eines treuen Freundes, die Trennung von der Pflegetochter und Pflegeschwester, nachdem diese einen schweren Gemüthssturm überstanden, erlebt hatte. Elisabeth trug über ihrer Trauerkleidung das Hirtenhemd, mit dem sie aus Egeri herübergewandert war. Im Orte begegnete sie nur wenigen Menschen, deren finsteres Aussehn ihre Besorgniß für den nächsten Tag aussprach. Die Sonne sank eben hinter den Gipfeln des Rigi nieder, als sie die letzten Häuser des Fleckens hinter sich ließen. Die beiden Männer waren ernst und still. Der Entschluß, den sie gefaßt hatten, gab ihnen Manches zu denken, zu überlegen für seine Ausführung. Nur Elisabeth, voll Hoffnung auf die Zeit, die sie ersehnte, genoß einer Freiheit des Gemüthes, die sie fähig machte, sich auch den Eindrücken des Augenblicks hinzugeben. Sie wanderte, mit ihrem Alpen-

stocke versehen, rasch und rüstig an der Seite der Männer hin. Sie genoß der Reize, welche der schöne Abend in reicher Fülle bot, ihre Blicke hingen an den Strahlen der scheidenden Sonne, dann weilten sie an den runden Abhängen des anmuthigen Rigi, wo sie in frühern Jahren auf den schönen Punkten des Schwesterborns, des Känzeli und dem mächtigen Gipfel der Stafel, im Verein mit ihrer Lieben, glückliche Augenblicke gefunden hatte.

Der reißende Strom der Muotta lag hinter den Wandrern und sie näherten sich dem Seeufer. Hier änderte sich plötzlich die Ruhe der Luft, welche in dem Theile des Thales, den sie durchschritten hatten, herrschte und ein heftiger, aber lauer Wind strich ihnen ans dem, gegen den Achsenberg hingelegenen Sisigerthale, entgegen. Vincenz blickte besorgt nach dieser Seite.

„Das ist der Föhn, der graue Thalvogt, wie ihn die Schiffer nennen," sagte er. „Wenn ihn die Gipfel des Gotthart frei gelassen haben und er durch die Reußschlucht herabtobt, dann ist an keine Fahrt gen Uri zu denken!"

Die Ungeduld, sich über diese Vermuthung aufzuklären, beschleunigte ihre Schritte. Sie durcheilten das Dörflein Brunnen, sie standen am Seeufer und sahen nun die Besorgniß des jungen Mannes in einem Grade erfüllt, der jede Aussicht, noch an diesem Abende den See zu beschiffen, vereitelte. Seine Wellen waren in wilder Bewegung. Nach der Gegend von Uri hin sah man eine graue Nebelmasse sich langsam zu ihm herabneigen, während der Föhn in furchtbarer Ungebundenheit die Wogen aufregte und zu stürmisch aufsprühenden Wassermassen thürmte, in die sich kein Schifflein hinein wagen konnte. Und dieses war erst der Anfang seines empörten und empörenden Lebens. Mit jedem Augenblicke wuchs sein dumpfes Heulen, mit jedem Augenblicke vermehrten sich seine Stöße und nahm ihre Kraft zu, mit jedem Augenblicke tobten die Wellen fürchterlicher und stiegen zu gewaltigern Hindernissen empor.

Vincenz hatte mit einigen Männern, die am Ufer standen und das Ansehn von Schiffern hatten, ein Gespräch begonnen. Er befragte sie

um die Möglichkeit, noch an diesem Abende eine Fahrt nach Flüelen anzutreten, er äußerte selbst seine Zweifel, aber er hätte auch gern gehört, daß ihm widersprochen worden wäre. Die Männer sahen ihn finster an und einer von ihnen antwortete:

„Nur wer die Mutter Gottes und die Heiligen versuchen will, der wagt sich, wenn der Odem des grauen Thalvogts, wie heute, vom Gotthart herabweht, auf den See! Ein guter Christ bleibt am Lande und betet für diejenigen, die er überrascht hat, daß ihnen die Heiligen eine sichere Stelle zum Landen zeigen, daß sie ihr Schifflein zurückhalten von den Klippen des Hackemessers, des Bugis-Grat, des Kolm und des Teufelsmünsters. Seht Ihr dort die Nußschale im See tanzen mit dem einzelnen Manne, der aber sein Ruder kräftig und kühn zu führen versteht? Man erkennt das Ding kaum in der Dämmerung, aber wie es sich senkt und wieder hebt, so ist nur ein tüchtiger Schiffer im Stande ein Fahrzeug zu führen. Er kommt vom untern See. Dort hatte er gut schiffen, dort kommt

der graue Vogt nicht hin, aber jetzt — jetzt packt er ihn mit gewaltigem Arme, jetzt schleudert er ihn mächtig herum, jetzt muß das Ruder scharf widerhalten, sonst ist er verloren und der Thalvogt wirft ihn an die Seelisbergs-Spitz, die kein Erbarmen kennt und wo Mann und Nachen zerschmettern!"

Aller Blicke waren nach dem kleinen Fahrzeuge gerichtet, das wie ein dunkler Punkt, mit dem die dämmerigen Wellen ihr Spiel trieben, erschien. Aber es kam, trotz des feindseligen Widerstandes des grauen Thalherrn immer näher, es prallte nur vor einer mächtigen Woge zurück, um mehrere minder mächtige siegreich zu überfliegen, es war bald dem Ufer so nahe, daß es keine Gefahr mehr zu fürchten hatte.

„Gabriel Bendel!" rief Vincenz erstaunt und erwartungsvoll, als der Führer des Nachens diesen am Ufer befestigte und selbst heraufsprang, wo ihn die Glückwünsche und Belobungen der versammelten Schiffer empfingen. Elisabeth und ihr Oheim erkannten jetzt den Mann, in dessen Begleitung sie Luise verlassen

hatte, sie fühlten sich sehr bewegt, sie sahen in einer gewaltsamen Spannung von Furcht und Hoffnung dem Augenblicke entgegen, wo eine Eröffnung aus seinem Munde sie ihren Zweifeln entreißen mußte. Indessen holte Gabriel, dessen Kräfte die gewaltige Anstrengung erschöpft hatte, tief Odem und sagte zu den Umstehenden:

„Ich habe schon manche angenehmere Stunden erlebt, als die, welche ich eben überstanden. Der graue Thalvogt ist heute in schlimmer Laune und ich möchte um kein Gut der Welt es wagen, gen Flüelen hinabzuschiffen, von wannen er kommt und seinen guten Freunden, den Felsenherrn am Seeufer, in die Hände arbeitet. Heut ist gut seyn am Lande — morgen aber — wer weiß, ob es da nicht noch stürmischer auf dem festen Grunde und Boden hergeht, als jetzt auf dem See, und ob der Vogt, der dann kommt, nicht weit Böseres im Sinne trägt, als der graue Herr vom Berge!"

Da hörte er seinen Namen rufen. Er wischte sich das Wasser aus den Augen, nicht eben Thränen, die sich bei einer traurigen Betrachtung er-

gossen hätten, sondern das Seewasser, mit dem er während seiner Fahrt reichlich überspült worden war. Er blickte auf und sah nun Vincenz, den alten Waßmer und Elisabeth vor sich stehn. Rasch zog er den Junker, dem sich Vater und Braut anschlossen, fort und sagte:

„Alles ist gut gegangen und die Comödie läßt sich, was Euch betrifft, zu einem guten Ende an. In Küßnacht trafen wir die Spur der Franzmänner, dann zog sie sich durch die hole Gasse nach Immensee am Zugersee. Schon in Küßnacht war ein Wagen für einen Offizier, der schwer in der linken Schulter verwundet sey, gefordert worden. Wir ließen uns den Offizier beschreiben, wir fragten den Mann aus, dem der Wagen gehörte und der ihn nach Immensee geführt hatte. Er erzählte, daß der Offizier deutsch zu ihm gesprochen, daß er sehr matt geschienen habe und, was er sonst noch von seinem Aeußern berichtete, gab uns die Ueberzeugung, daß der Verwundete kein andrer sey, als eben Euer Bruder Lothar. Habt Ihr je das herrliche Stück, die Räuber, gesehen? Wie die Amalie in diesem

Stücke, als sie erfährt, daß der todtgeglaubte Karl noch lebt, so fuhr mit einemmale das Jungferle, das Ihr mir anvertraut, frisch, lebendig und kräftig auf. Sie flog so rasch durch die hole Gasse, daß ich Mühe hatte, ihr zu folgen. In Immensee fanden wir noch einige Nachzügler der Franzmänner, die großen Respekt vor meinem Helvekler Amtskleide zeigten. Von diesen erfuhren wir, daß der große Haufe seinen Weg zu Lande fortgesetzt habe, während der verwundete Offizier, der das Fahren nicht vertragen können, zu Wasser nach Zug geschafft sey. Dort sollte er Pflege finden bei den alten Klosterfrauen, denen noch vergönnt worden war, in ihrer heiligen Wohnung zu bleiben. Von den Nachzüglern erfuhren wir auch den Namen des Offiziers. Es war richtig: es war Junker Lothar. Nun sah ich mein Geschäft als geendigt an, nun mußte ich an andere wichtige Dinge denken, mit denen ich von anderer Seite beauftragt war. Ich übergab das Jungferle vertrauten Leuten, sie gab mir tausend herzliche Grüße an Euch mit und ich sah sie noch in einem sichern

Boote vom Lande stoßen, das seinen Weg nach Zug nahm. Da habt Ihr die Geschichte unsrer Reise und unsrer Abentheuer. Stände es mit allen Dingen so gut, wie mit Euerm Bruder, so hätte der Tag von Schwyz keine so gar schlimme Bedeutung, so aber fürchte ich, unsere neugeborene Freiheit bedroht eine Kugel, die sie nicht in die Schulter, sondern geradezu in's Herz treffen wird."

Die Kunde, daß Lothar lebe, daß seine Verwundung nicht wohl das Aergste befürchten lasse, daß er sich jetzt, wenn nicht ein kaum denkbares Hinderniß eingetreten sey, unter der Pflege eines Wesens befand, dem seine Tage über Alles theuer waren, erfüllte die Flüchtlinge mit einer Freude, welche sie um so wohlthuender empfanden, da sie sich nun von der Last einer großen Besorgniß, die sie auf ihrer bevorstehenden Wanderung begleitet hätte, befreit fühlten. Der alte Waßmer sagte nichts, aber er ergriff die Rechte der sanft lächelnden Elisabeth und sah mit einem Blicke, in dem das innigste Dankgebet lag, zum Himmel.

„Laßt uns diese frohe Nachricht," sprach Vincenz, indem er vor beide trat, „als eine günstige Vorbedeutung für uns selbst ansehn! Lothar hat sein Asyl gefunden, wo ihm der Friede und die Liebe nahe stehen, auch uns wird es an einer ruhigen Zuflucht nicht fehlen, wo wir das Ende der Stürme, die das Vaterland verwüsten, erwarten."

Dann nahm er den Gabriel bei Seite und sprach lange und eifrig mit ihm. Was er jetzt von diesem erfuhr, mochte nicht so erfreulich seyn, als das Frühere. Er kehrte mit trübem Blicke und besorgter Miene zurück. Er zwang sich, in einem ruhigen Tone den seinigen anzuzeigen, daß es nach den erhaltenen Nachrichten rathsamer sey, einen verborgenen Aufenthalt in den höhern Gebirgen auf einem Landwege aufzusuchen, als sich dem See anzuvertrauen, dessen Unruhe einen Charakter annehme, der auf eine Dauer des Sturmes von mehrern Tagen schließen lasse. Gabriel hatte ihm mitgetheilt, daß die französische Heeresmacht, die über Einsiedeln heranziehe, noch weit beträchtlicher sey, als man in

dem Thale von Schwyz wisse, daß sie zahlreiche Abtheilungen in alle jene Gegenden sende, deren Bewohner zum Aufstande gen Schwyz gezogen seyen und daß die rächende Hand der gereizten Feinde dort schon verderblich und Schrecken verbreitend walte.

Man sah sich genöthigt, in dem Dorfe Brunnen zu übernachten. Gabriel war, als ein treuer Diener der Geistlichen nach Schwyz geeilt, um diese zu warnen, hatte aber versprochen, mit dem ersten Morgengrauen in Begleitung eines erfahrenen Führers mit zwei Saumrossen für Herrn Waßmer und Elisabeth zurückzukehren und bei der Abreise der Flüchtlinge gegenwärtig zu seyn, um durch Rath und That, wie er es vermöge, zu helfen.

Die Nacht hindurch brauste der Föhn mit entsetzlichem Ungestüm über den See hin. Sein Tosen, wie das Rauschen der empörten Wogen, hielt den Schlaf von den Augen der drei Menschen fern, die wohl für die Beschwerden, die ihnen bevorstanden, einer erneuerten Kraft bedurften. Es schien, als könne der graue Thal-

vogt für diesesmal des Zürnens nicht satt werden, denn als der Morgen herandämmerte, begab er sich nicht, wie es sonst meist in seiner Gewohnheit lag, zur Ruhe, sondern erhob vielmehr seine Stimme mit frischer, neu verjüngter Wuth.

Gabriel hielt Wort. Er stand in der Frühstunde des Tages mit zwei tüchtigen Saumrossen, von denen eins mit einem Frauensattel versehen war, vor der Thüre des Wirthshauses. Sein Begleiter war ein Landmann, dessen Aussehn Vertrauen erweckte.

„Ihr thut wohl daran, ein Spiel, das nicht mehr gewonnen werden kann, aufzugeben," flüsterte er dem Junker zu, indem der alte Herr und Elisabeth, die nicht zum erstenmale diese Art zu reisen versuchte, ihre Pferde bestiegen. „Es ist Alles in Verwirrung, Besinnungslosigkeit und Zwiespalt. Niemand weiß zu rathen, niemand zu helfen! Wie beim Thurmbaue zu Babel verwirren sich die Sprachen, keiner versteht den andern und wenn der eine zu den Waffen schreit, so ruft ein andrer Pardon, ein dritter erklärt

die nahe Ankunft der Franzmänner für eitel Lüge und Unmöglichkeit, ein vierter freut sich auf das Märtyrerthum, das er nun hoffentlich erlangen werde, ein fünfter versichert lächelnd, Alles beruhe nur auf einer Täuschung und man werde, statt der verruchten Jacobiner, plötzlich die werthen Kaiserlichen erscheinen sehn. Kurz! Es geht hier, wie in dem Lustspiele: Irrthum in allen Ecken, aber ich fürchte sehr, aus dem Lustspiele wird ein Trauerspiel, und ich würde das Ende nicht abwarten, wenn ich es nicht für meine Schuldigkeit hielt, einem oder dem andern der geistlichen Herrn aus der Noth zu helfen."

„Du bleibst also hier im Thale?" fragte hastig Vincenz und blickte nach seinen Begleitern, die schon langsam dem Muottathale zuritten.

„So lange ich nichts von der Gegenwart des trefflichen Mosje Jean Bendel, den man dummer Weise hat entwischen lassen, wahrnehme," antwortete Gabriel, „so lange behaupte ich meinen Posten hier im Schwyzergrunde. Ach, Junker, wie hätte ich den Langen, den ich jetzt

wieder immer im Geiste, wie einen ungeheuren Raubvogel, über meinen Kopfe kreisen sehe, festhalten, pflegen und in einer wohlthuenden Unthätigkeit erhalten wollen, wäre er nicht mit dem Ritter von der traurigen Gestalt durchgegangen! Wo es Klöster giebt, da giebt es auch geheime, tief verborgene Kämmerlein, aus denen kein Ruf hinauf zu den Lebendigen dringt, die kein Franzosenauge erspäht und zu denen in stiller Mitternacht ein vertrauter Mann unbemerkt seinen Weg findet, um dem Gefangenen Speise und Trank zu bringen. Zu Leid hätt' ich dem Langen nichts gethan, im Gegentheile würde ich mir es vom Munde abgesparrt haben, ihm immer treffliche Bissen und Lieblingsspeisen als ein guter Bruder zu schicken, aber sitzen hätte er mir müssen im heimlichen Kämmerlein, bis es Friede und das Schweizerland rein geworden wäre von dem Ketzergeschmeise. So ist mein schöner Plan nun zu Wasser gegangen, verronnen wie eine Seifenblase."

Vincenz hielt sich nicht damit auf, den geschwätzigen Gabriel zu trösten. Er händigte

ihm eine Belohnung für geleistete Dienste ein, die der ehemalige Schauspieldirector mit zufriedenem Lächeln in seine Tasche schob, er hinterließ ihm einige Aufträge für Walter Brenni und, im Falle er eine Botschaft an diese gelangen lassen könne, für Luisen — dann entfernte er sich mit eiligen Schritten und folgte den andern beiden Flüchtlingen, die er erst in der Nähe der rauschenden Muotta wieder einholte. Elisabeth lächelte ihm freundlich zu und reichte ihm die Hand vom Pferde herab. Sie bemühte sich, während der alte Herr mit dem Führer der Saumrosse in einem landwirthschaftlichen Gespräche begriffen war, den Geliebten von den trüben Gedanken, mit denen er beschäftigt schien, abzulenken. Die Gegend, welche sich, indem sie tiefer in den Thalgrund eindrangen, in einer eigenthümlichen Art entfaltete, bot ihr reichen Stoff zu Bemerkungen, welchem eine Naturfreund, wie Vincenz, noch überdem, wenn sie aus dem Munde der Braut kamen, anziehend erscheinen mußten. Bald machte sie ihn auf den Strom, der sein Felsenbett durchströmte und bei

einer Senkung des Bodens in Kristalblasen aufstäubte, die Edelsteinen glichen, mit denen er spielte, bald auf die frisch grünenden Wiesen, die knospenden Bäume der reich von den Bergen herabsteigenden Buchenwaldungen, bald auf die Gießbäche, die wie glänzende Schleier von den Bergen rauschten, bald auf die an den Abhängen zerstreut liegenden, malerische Punkte bildenden Wohnungen, bald auf das, im Hintergrunde des Thales wild aufsteigende Hochgebirg des Pragels aufmerksam, dessen wüste Felsentrümmer seltsam im Lichte der aufgehenden Sonne schillerten und erglänzten, dessen schneebedecktes Haupt in das Thal herabschaute, als wolle es dieses schirmen und bewachen. Vincenz gab sich willig den Anregungen des Gesprächs hin und empfand auch nach kurzer Zeit eine Heiterkeit, die, in der zweifelhaften Lage, in der er sich befand, nur die Nähe der Geliebten, nur ihr freundliches, Frieden und Ruhe verbreitendes Wesen einflößen konnte.

Sie hatten einigemale den Strom überschritten. Jetzt wandten sie sich, ohne bei den

gastfreien Klosterfrauen im Dorfe Muotta einzusprechen, schon vor diesem links die Berge hinauf, in einen Pfad, der zwischen rauhen, nackten Felsenklippen an der östlichen Abdachung des Mythen über einen Bergrücken führt, dessen rauhe und gefährliche Höhen nur der Hirt und der Jäger, seltner aber der Saumrößler mit seinen Thieren zu betreten unternimmt. Elisabeth erblaßte, als das Pferd, das sie bestiegen hatte, an einer Stelle, wo an der einen Seite sich eine steil aufstrebende Felsenmasse erhob, an der andern ein gähnender Abgrund sich zeigte, so nahe an diesem hinschritt, daß nur ein unbedeutendes Ausgleiten, eine handbreite Abweichung vom Wege sie und das Thier in die Tiefe geschleudert haben würde. Als aber Vincenz sie versicherte, daß das in der Art dieser Thiere liege, die gewohnt seyen, die Bergpässe mit Lasten, welche an beiden Seiten herabhingen, zu überschreiten und, um nicht an den Felsenwänden anzustoßen, den freiern Gang in der Nähe des Abgrundes wählten, als er hinzufügte, daß man, wenn man sie nur ruhig gewähren lasse, ohne

alle Besorgniß ihrem sichern Schritte vertrauen könne, da kehrte die Röthe ihrer Wangen, die frühere Ruhe ihrer Seele zurück.

Die Flüchtlinge sahen jetzt aus einer beträchtlichen Höhe in das Thal von Muotta herab. Ihnen gerade gegenüber öffnete sich das Bisithal, aus dessen dunkelm Tannengrunde die dort entspringende Muotta, bald von Baumgruppen versteckt, bald in stürmischer Eile vor dem Blicke vorübertanzend, jugendlich frisch hervorrauscht. Sie eilten weiter. Der Weg zog sich in Krümmungen den Berg hinan, sie sahen sich bald rings von Wald und Felsen umgeben, die ihnen jede freie Aussicht versperrten. Bei einer einsam liegenden Alphütte machten sie Halt. Sie hatten in der Frische des Morgens ohne große Beschwerden schon einen Weg von mehreren Stunden zurückgelegt. Das stürmische Getöse des Föhns war verhallt, als sie das Muottathal betraten und in dieser Gegend, die der graue Thalvogt des Gotthards nicht erreichen konnte, herrschte vollkommene Windstille. Jetzt fühlten sie einige Ermüdung und das Bedürfniß, sich zu

erquicken. In der Alpenhütte fanden sie niemand und es war wahrscheinlich, daß ihr Bewohner mit seiner Heerde nach einer weidenreichen Stelle gezogen sey. Auf einem Tische in der Mitte der Hütte aber stand frische Milch, Käse und Brod und ein Fläschchen mit Chrüsiwasser.

„Wie," sagte Herr Waßmer angenehm überrascht, „ist es nicht, als hätten wohlwollende Berggeister unsere Ankunft vorausgewußt und Alles bereitet zu einer Bewirthung, wie sie sich in ihrem Gebiete nur wünschen läßt? Fast möchte man sich scheuen, diese Speisen zu berühren, fast könnte man fürchten, sie bei einer begehrlichen Annäherung verschwinden zu sehen."

„Die Elfen, Schrättli oder Gnomen," antwortete lächelnd Vincenz, „welche uns hier so zuvorkommend ihre Gaben bieten, sind sehr körperlicher Natur. Greifen Sie getrost zu, mein Vater! Fürchten Sie nicht, daß diese Nahrungsmittel sich bei einer Berührung in einen Teufelsspuck verwandeln oder in Rauch und Flammen aufgehen. Milch, Käse und Brod sind

ächte Muottathaler Produkte und die Kirschen, aus welchen dieses Chrüsiwasser bereitet worden, sind auch wohl nicht weit von hier, an den Abhängen von Schwyz oder in den Gartenfeldern von Baar gewachsen. Sie müssen wissen, daß die Gastfreiheit eine angeerbte Tugend der Muottathaler ist, daß sie selbst dann, wenn ihr Geschäft sie in entlegene Berggegenden führt, Nahrungsmittel und Erquickungen in ihren Sennhüten für diejenigen zurückzulassen, die während ihrer Abwesenheit hier eintreten könnten. Wir ehren diese Tugend am Besten, wenn wir das unsrige dazu thun, daß sie ihrer Absicht entspreche!"

Der Führer, mit den Gebräuchen des Landes vertraut, hatte bereits, ohne diese Aufforderung zu erwarten, den Flüchtlingen den Beweis gegeben, daß dem vorgefundenen Frühmale durchaus keine magische Eigenschaft beiwohne. Alle ließen es sich wohl seyn und die einfachen Speisen wurden durch den Gedanken gewürzt, daß ein edler, uneigennütziger Sinn sie dem Bedürfnisse unbekannter Wandrer, die vielleicht nie Ge-

legenheit fanden, ihren Dank auszusprechen, widme.

Als man sich bereitete, den Weg, dessen minder beschwerlicher Theil hinter den Flüchtlingen lag, fortzusetzen, sagte Vincenz:

„Ich werde Sie, mein Vater, und dich, Elisabeth, bald in eine neue großartige Welt einführen, die ich lange bewohnte, in der ich mich, so viel das die Entbehrungen meines Herzens erlaubten, heimisch fühlte. Du lächelst, Elisabeth! du ahnst schon, was ich dir zeigen werde, du hast dich schon dagegen ausgesprochen. Aber erwarte nur die Wirklichkeit und vielleicht ändert sich deine Ansicht. Der Lenz, der schon unsere Thäler besucht, ist noch ein Fremdling hoch oben im Gebirge. Wir werden dort noch durch Schneefelder wandern und den ewigen Winter der Hochgebirge in einer Nähe anstaunen, welche seine ganze erhabene Natur vor unsern Blicken entfaltet.“

Sie durchzogen kleines Föhrengehölz, in welchem einzelne, moosbedeckte Felsblöcke von seltsamer, mannigfacher Gestalt ihnen auffielen.

Dann traten sie auf eine weite, in der jungen Kraft des Frühlings ergrünende Wiese. Es war eine Alp, die sich nach dem höhern Theile des Gebirges dehnte. Bald sahen sie sich von Kühen umgeben, deren melodisches Glockengeläut ein wohlthuendes Leben in diese Einsamkeit brachte, die Thiere blieben am Wege stehen und sahen sie aus den großen Augen mit gutmüthiger Verwunderung an. Der Hirt war nirgends zu erblicken. Besser hinauf stießen sie auf Geisen, die zerstreut umherliefen, aber als sie die Wandrer bemerkten, sich gesellig an diese anschloßen und sie bis zu jener Schneeregion begleiteten, von der Vincenz früher gesprochen hatte. Ihr Weg führte hier durch eine Einsenkung des Gebirgs, in der ihnen keine andre Aussicht blieb, als die auf den sonnenbeglänzten Schnee. Das grelle Licht, das hier allenthalben hervortrat, wirkte nachtheilig auf Elisabeths Augen; aber auch hierauf war Vincenz schon im Voraus bedacht gewesen und der grüne Schleier, den er aus seiner Waidtasche nahm und ihr überwarf, ließ sie bald alle Gegenstände in einer

milden, magischen Färbung erblicken. So legten sie die Schlucht, die sich zuletzt sehr steil zum Höhenpunkte des Gebirgspasses hinaufzog, zurück und Vincenz forderte nun seine Begleiter auf, ihm nach einer seitwärts vom Wege liegenden kleinen Anhöhe zu folgen. Sie verließen den Pfad, der durch einzelne, in geringen Zwischenräumen aufgesteckte Pfähle bezeichnet wurde, und standen nach kurzer Zeit auf einer Stelle, wo sich ihnen ein Anblick bot, dessen Erhabenheit einen unwiderstehlichen Eindruck auf jeden Freund der Natur machen mußte.

Nach Ost und Süd sahen sie in jene Welt des ewigen Eises, die starr und ruhig auf den ruhelosen Wechsel unter ihr herabblickt, der das Alles ein bedeutungsloses, verächtliches Spiel scheint. Sie sahen die Schneehäupter des Pragel und des Miessern, ohne ihre dunkeln Felsenfüße, sie sahen den breiten Glärnisch und seine herabhängenden Glätscher, von denen einer den seltsamen Namen des Vrenelis Gärteli führt, als lade er gleichsam spottweise zum Besuche seiner Eisbrüche, Abgründe und Zackenfelder ein,

sie sahen zwischen und über diesen Bergen, duftig wie Himmelsgewölk, die höhern Gipfel des Selbsanft, des Scheerhorn und des Tödi, alle mit Eis und Schnee bedeckt, hervorragen, sie sahen in eine Region des Glanzes, die eine Größe, eine Macht der Erde aussprach, welche an die lichtspendende Macht des Himmels gränzte Aber so viel auch Elisabeth bewundern mußte, so fühlte sie sich doch nicht hier heimisch. Sie ergriff vom Pferde herab die Hand des Bräutigams und nöthigte ihn, sich nach der entgegengesetzen Seite zu wenden. Da deutete, indem ihre Blicke glänzten, ihre Hand nach dem fernen Silberblicke, den der Zürchersee herübersandte, nach den grünenden, mit Sennhütten besäeten Alpen des Sihlthales und, zu dem Geliebten aufsehend, sagte sie:

„Unter Menschen, Vincenz, ist meine Heimath. Die gewaltige Größe, in der sich dort die Natur zeigt, bewundre ich, aber ich kann sie nicht lieben. Sie hat nichts Bekanntes, nichts Vertrautes für mich, sie mahnt an nichts, was in frühen, schönen Tagen mein Leben beglückte,

sie steht da erhaben, mächtig, aber in sich abgeschlossen, die wohlthuenden Empfindungen des menschlichen Herzens von sich zurückweisend. Blicke ich aber hier in dieses Thal mit seinen lachenden Wiesenabhängen, mit den Alpwohnungen und tiefer hinab seinen stattlichen Gebäuden, weiterhin in eine wohnliche Ebene, auf den See dessen Ufer tausend frohe Menschen umwohnen, dann ist mir's wohl, dann erfreut mich die Vergangenheit, dann hoffe ich in die Zukunft."

„Aber," bemerkte Vincenz, „dort rechts ist noch ein Schneegipfel, dem du gewiß nicht grollen wirst, wenn du eine nähere Bekanntschaft mit ihm machst. Es ist der Diethelm. Noch liegt er unter der weißen Hülle des Winters, aber in wenigen Tagen vielleicht schon zeigt er sich in seiner finstern, zerrissenen Felsengestalt. Sein Fuß reicht in das Thal hinab, auf dem unser Auge ruht. Diese Seite ist mit grünen Matten, mit reichen Waldungen umhüllt, aber jenseits und auf dem Wege dahin steigen, wilde, unregelmäßige Felsenmassen himmelan und in ihnen finden sich jene wunderbaren Hölen,

dir mir oft Schutz und Sicherheit vor meinen Verfolgern gewährten."

Elisabeth sah mit großer Aufmerksamkeit nach dem Berge. Alles, was Vincenz dort ertragen, entbehrt und gelitten hatte, ging an ihrem Geiste vorüber. Der alte Waßmer betrachtete den Berg durch des Sohnes Jagdfernrohr.

„Die Natur hat dir einen Ehrentempel erbaut," sagte er dann, „wie ihn kein ehrsüchtiger König, kein siegestrunkener Erorberer aufzuweisen hat. Du selbst hast ihn geweiht durch die Opfer, die du einer Freiheit brachtest, zu deren Erkenntniß die Menschen noch nicht reif geworden sind. Wenn wir auch fern sind, Vincenz, in einem fremden Lande, wo man unsre alten Freiheitsgeschichten gern als unterhaltende Märchen, eher als poetische Erfindungen, wie als Ereignisse der Wirklichkeit ansieht, nicht darum, weil man ihre Gewißheit bezweifelt, sondern weil sich lieber die Phantasie, als das Herz damit beschäftigt, — so werden unsere Erinnerungen doch in diesen fortleben und wenn dein

Vater oft von den alten ruhmvollen Tagen, von ihren Helden, von den Stätten, wo sich ihre Kraft bewährt, spricht, dann geht auch wohl der Name Vincenz über seine Lippen und er nennt den Rothenthurm und gedenkt, wie eines Ruhmes denkmales, des mächtigen Diethelm im Sihlthale.''

Er wandte sein Pferd und lenkte dessen Schritte auf den Pfad zurück, den sie verlassen hatten. Die Uebrigen folgten. Mittag war schon vorüber und die Strahlen der Sonne, an den Felsenwänden der Schlucht, die sie jetzt hinabwärts nach dem Sihlthale führte, abprallend, fingen an, ihnen beschwerlich zu fallen. Der Weg bot außerdem wenige Annehmlichkeiten und nur selten wurde ihnen, bei einer seiner Wendungen, eine offene Aussicht in den Grund oder auf den gegenüberliegenden Diethelm, an dem sie nun die einzeln zerstreuten Sennhütten deutlich erkannten. Noch lange vor Abend trafen sie in dem hochgelegenen Alpdörfchen, wo Vincenz zu übernachten beabsichtigte, ein. Es bestand aus einer geringen Anzahl von Wohnungen, die in bedeutenden Zwischenräumen an den Abhang des Gebirgs gela-

gert waren. Vincenz hatte hier Freunde und Bekannte. Die Flüchtlinge sahen sich mit einer Herzlichkeit aufgenommen, die sich nur in jenen entlegenen Alpgegenden findet, die der Fuß des fremden Reisenden selten betritt. Das Thälchen, in dessen Umkreis die Hirten sich angesiedelt hatten, lag nicht fern von jener Schneegegend, welche die Reisenden hinter sich gelassen; aber es bildete für sich einen lieblichen, abgeschlossenen Raum, über dessen sanft ansteigende Alpenwiesen kein rauheres Gebild der Gebirgswelt hereinblickte, in dem eine milde Lenzluft den jungen Frühling verkündigte. Hier fühlte sich Elisabeth wohl, hier war sie heimisch. Während Vincenz den Führer aus Schwyz verabschiedete und einen Boten im Geheim beauftragte, in's Sihlthal hinabzugehn und dort nach Neuigkeiten von den Republikanern zu forschen, bewog sie den alten Herrn, mit ihr das anmuthige Thal zu durchstreifen. Allenthalben schien ihr der Geist des Friedens zu herrschen, der so sehr ihrer eigenen Seelenstimmung entsprach. Sie bemühete sich, auch den Pflegevater für diese Ruhe

empfänglich zu machen, allein er schien zu sehr von den Erfahrungen der letzten Tage, von den Aussichten in die Zukunft ergriffen, als daß sie einen glücklichen Erfolg ihres Strebens hätte erwarten können. Bald gesellte sich Vincenz zu ihnen und erst nachdem die Sonne hinter den grünen Hügeln untergegangen war, begaben sie sich zu den gastfreien Hirten zurück. Die meisten Männer aus dem kleinen Thale hatten an dem Aufstande von Schwyz Theil genommen. Einige von ihnen besuchten Vincenz und gedachten in froher Erinnerung ihres Sieges. Sie waren fest überzeugt, nun die Freiheit des Schweizerlandes erkämpft, den ketzerischen Feind für immer aus der Heimath entfernt zu haben.

Die Flüchtlinge überließen es der Wirklichkeit, sie aus dem schönen Traum zu erwecken. Diese brach denn auch, noch ehe der nächste Tag sein erstes Dämmern ganz entfaltet hatte, ängstigend und Verderben verkündigend in das hochgelegene Bergthal ein. Des Junkers Bote kehrte zurück, ihm folgten viele Weiber, Greise und Kinder aus dem Sihlgrunde, die sich hinauf in die

Verborgenheit der Berge flüchteten. Die Feinde waren in großer Anzahl in's Thal gerückt. Sie brachen in alle Wohnungen, sie achteten keines Eigenthumes, sie verhehlten nicht, daß sie gekommen seyen, zu strafen und zu rächen. Die Männer hatten, bei der ersten Kunde ihrer Annäherung, die Heerden weiter hinauf in die Alpen getrieben, den Wehrlosen blieb nichts übrig, als ihre Schritte von Haus und Hof zu wenden. Aber auch in dem kleinen Bergdorfe, das sie nun erreicht hatten, waren sie nicht sicher. Die fremden Krieger rückten nach, sie schienen ihre Opfer bis zu ihren letzten Zufluchtsstätten verfolgen zu wollen. Die Leute aus dem Sihlgrunde eilten weiter und ihnen schlossen sich viele Bewohner des Thales, eilig das Nothwendigste und Werthvollste ihrer Habe zusammenraffend, an.

Elisabeth war mit ruhigen, fragenden Blicken vor Vincenz getreten, der Vater hatte besorgnißvoll seine Hand ergriffen. Sie waren ihren Wirthen, die schon das Haus verlassen und sich dem ersten Zuge der Fliehenden angeschlossen hatten, in's Freie gefolgt. Hier aber

hatte Vincenz den Vater und die Braut zurückgehalten, hier stand er einige Zeit in Nachsinnen verloren und sagte dann muthig und entschlossen:

„Wir dürfen weder vorwärts noch rückwärts! Zur Seite führt unser Weg durch verborgene Felsenklüfte, über heimliche, von Wald und Buschwerk versteckte Pfade, über Klippen und an Abgründen hin, über ungebahnte Wege, die nur weniger Menschen Fuß je betreten und welche nur die Noth, die dringende Gefahr denjenigen, dem sie nicht bekannt waren, entdecken lassen konnten. Ich bin diesen Weg oft gewandelt bei Tage und bei Nacht. Jede Stelle ist mir bekannt. Ich darf nicht fürchten, zu irren oder an einen Punkt zu gerathen, wo Gefahr lauert. Kommen Sie, mein Vater, komm, Elisabeth! Ich führe Euch zu den Felsenasylen des Diethhelm, zu jenen Hölen, wo ich und Walter Brenni schon oft die Ruhe fanden, die uns unter Menschen versagt wurde. Dort sind wir sicher, dort können wir das Vorübergehn des Sturms erwarten und dann bei freundlichen

Hirten, hoch oben in den Alpgegenden, eine heitre, bequemere Freistätte suchen."

Sie verließen das Dorf, sie richteten ihre Schritte einer Schlucht zu, aus der ein dunkler Föhrenwald ihnen entgegenblickte. Indem sie diesen betraten, sah Vincenz noch einmal zurück. Es war die höchste Zeit zur Flucht gewesen. Schon glänzten von den jenseitigen Anhöhen die Gewehre der Feinde, welche das Gebirg erstiegen, herüber. Vincenz trieb zur Eile. Die Schlucht, in der ein kleines Bergwasser rann, führte abwärts. Sie wanderten jetzt im dunkeln Schatten der Bäume. Der Weg war mit Moos und herabgefallenen Tannengezweig bedeckt, bald schlüpfrig und glatt, bald nachgebend und elastisch. Schüsse tönten aus der Gegend, die sie verlassen hatten, ihnen nach, aber da dort durchaus keine Anstalten zum Widerstande statt gefunden, so mochte dieses Feuer eher dem Muthwillen der Feinde, als einer verderblichen Absicht zugeschrieben werden. Indessen bot Vincenz mit aufmerksamer Sorgfalt seinen Begleitern jeden Beistand, dessen er sie bedürftig glaubte.

Der alte Herr aber wies diese Hülfsleistungen zurück. Er fühlte sich stark genug, die Hindernisse, welche sich vorfanden, ohne fremden Beistand zu überwinden, es machte ihm Vergnügen, sich noch Meister einer solchen Kraft zu finden. Auch Elisabeth benutzte selten die Gefälligkeit ihres Bräutigams. Sie zeigte eine große Kraft und Ausdauer, sie vermied, wo es sich nur thun ließ, irgend eine Zögerung zu veranlassen, die bei der nothwendigen Annahme einer fremden Unterstützung statt fand. Manchmal lichtete sich die Waldung und durch einen Einschnitt des Gebirges sah man aus der Schlucht hinaus, aber immer in eine geringe Entfernung, auf Felsentrümmer und Schneegipfel. So gelangten die Flüchtlinge nach einer zweistündigen, eiligen Wanderung an einen bedeutendern Bergstrom, in den sich das Bächlein, das sie die Schlucht herab begleitet hatte, ergoß.

„Das ist die Sihl!" sagte Vincenz. „Hier ist sie noch jung, hell und durchsichtig, frisch entquollen aus dem ungeheuern Wasserreiche im Innern der Berge. Das ist der Strom, der durch

ein reizendes Thal fließt, in dem jetzt das Elend des Krieges seine Wohnung aufgeschlagen hat, der unser Seeufer begrüßt, ohne sich mit dem See selbst zu vermälen, der die ähnlichere, vertrautere Limmat dem mächtigern Nebenbuhler vorzieht."

Wir wissen, welche Erinnerungen die liebende Braut bei dem Anblicke dieses Flusses ergreifen mußten. Sie blickte lächelnd zu Vincenz hinauf, der ihre Empfindungen erkannte und theilte, sie fühlten sich in diesem Augenblicke beide auf die schöne Halbinsel versetzt, die Zeuge ihres ersten Geständnisses gewesen war.

Sie mußten den Fluß überschreiten, aber da er in dieser Jahreszeit, wo der Schnee in den höhern Gebirgen schmolz, sehr angeschwollen war, so fand erst nach langem Suchen Vincenz eine Stelle, die ihm zu dem Unternehmen geeignet schien. Hier lag ein Föhrenstamm, den der Sturm entwurzelt hatte, queer über dem Strombette. Er mochte schon von andern zu einer Brücke benutzt worden seyn, denn sein oberer Theil war geebnet und ließ denjenigen, der sonst einen

schwindelfreien Blick und festen Fuß besaß, ohne große Schwierigkeit zu dem andern Ufer gelangen. Vincenz hätte für seine Person sich keine bessere Brücke gewünscht. Auch für den Vater, der eine unerwartete Kraft und Gewandtheit an den Tag legte, fürchtete er nicht. Aber Elisabeth! War ihr Auge gewöhnt, in den Felsenschlund hinabzuschauen, in dessen Tiefe die wild empörten Wellen hinrauschten, ohne daß es sich getrübt, ohne daß es sich verdunkelt hätte? Konnte sie in Augenblicken, wo sie ihrer ganzen Kraft und Besonnenheit bedurfte, ohne in ihrem Innersten tief erschüttert zu werden, den Sturm der Wogen, ihr mächtiges Schlagen an die Klippen der Felsen vernehmen? Weiter unten war das Wasser so ruhig, das sich hier empört und drohend zeigte, aber dort war keine Brücke, dort hatte der Sturm, wohlthätig in seinem Wüthen, nicht einen solchen Stamm niedergeschleudert, wie hier. Es blieb Vincenz nur eine Wahl. Er mußte die Braut hinübertragen. Aber sie verwarf diesen Vorschlag und, ehe noch der geängstigte Bräutigam sie zurückhalten konnte, hatte

sie den Stamm betreten und schwebte leicht, wie eine Aethergestalt, darauf hin. Vincenz folgte ihr mit ausgestreckten Armen, mit denen er helfen wollte, wenn sie ausglitt, und dennoch es nicht hätte können, da sie, flüchtig und rasch, ihm schon weit voran war. Am jenseitigen Ufer reichte sie ihm lächelnd die Hand entgegen. Dann deutete sie nach dem Vater, der ruhig und fest in der Mitte der schmalen Brücke stand und mit einem Ernste in die stürmenden Wogen blickte, der anzeigte, daß er ihnen eine tiefere Bedeutung, vielleicht ein Bild seines Lebens unterlegte.

Sie hatten nun schon den untern Theil des Diethhelm, an welchem ein Arm der Sihl entspringt, betreten und ihr Weg führte sie wieder aufwärts. Er wurde jetzt beschwerlicher, als bisher. Nichts ließ erkennen, daß hier menschliche Schritte vor ihnen gewandelt seyen, hier fand sich keine Spur eines gebahnten Pfades und die Umwege, die sie zu machen hatten, um eine Klippe oder einen Abgrund zu umschreiten, ließen sie nur langsam dem Ziele nahe kommen. Die nackten Riesenglieder, welche auf dieser Seite der

Diethhelm in das Thal streckte, boten keinen erfreulichen Anblick. Sie zeigten dunkle Risse, weit aufklaffende Spalten, steile Felswände und hoch über ihnen schwebte, sich nach den Flüchtlingen hinabneigend, ein schneebedecktes Felshorn, das in jedem Augenblicke herabstürzen zu wollen schien.

Indem Vincenz sich bemühete, Vater und Braut glücklich und so bequem es die Umstände gestatteten, an Abgründen, über unebene Stellen hinweg zu geleiten, konnte er sich nicht verheimlichen, daß es eine Gefahr gebe, der sie ausgesetzt waren und mit jedem Schritte näher traten. Noch war die Zeit nicht vorüber, in welcher in diesem wilden Hintergrunde des Sihlthales die Stürze der Lawinen nichts Ungewöhnliches waren, noch konnte, von irgend einer Erschütterung der Luft getroffen, sich oben ein Staubwölkchen von Schnee ablösen, dem sich sogleich tausend andre beigesellten und mit ihm zu einer ungeheuern Masse wurden, die, von Augenblick zu Augenblick anwachsend, herabstürmte in das Thal, ihnen den Weg versperrend, oder sie selbst unter ihrem undurchdringlichen Grabhügel begra-

bend. Er verschloß diese Besorgniß tief in seine Brust, er schien heiter, wie es Elisabeth wirklich war, die sich bald an die Beschwerden des Weges gewöhnt hatte, mit ruhigem Blicke in die Abgründe an ihrer Seite sah und vorsichtig und sicher in die Fußtapfen des alten Waßmer trat, der, wieder mit den Uebungen seiner jugendlichen und männlichen Jahre befreundet werdend, fest und mit bestimmtem Schritte voranstieg. Beide empfanden noch keine bedeutende Ermüdung. Die Spannung, welche ihre geistigen Kräfte erhob, hatte sich den körperlichen mitgetheilt und erhielt sie in einer Stärke, die wohl zu einem noch größern Unternehmen ausgereicht hätte.

Die Flüchtlinge betraten jetzt eine kleine, von Felsen und Tannen dicht beschattete Ebene, die noch mit tiefem Schnee bedeckt war. Zu seinem Befremden bemerkte Vincenz, dessen Aufmerksamkeit auf Alles gerichtet war, hier die frischen Eindrücke eines Fusses, der mit weiten Schritten die Ebene durchmessen hatte. Er beugte sich hinab und untersuchte sie näher:

„Beim Himmel,“ sagte er in einem Tone

der Ueberraschung und des Erstaunens, die den erfahrenen Mann nicht leicht ergriffen, zu seinen Begleitern, „wenn ich nicht wüßte, daß Walter Brenni eine Wallfahrt zu dem Grabe unter dem Ahorn bei Stanz angetreten hätte, so würde ich behaupten, diese Spur rühre von keinem andern her, als von ihm! Und dennoch — selbst der Ueberzeugung entgegen, daß er jenseits jener Berge, jenseits des Sees weilt, muß ich diesen Eindruck eines menschlichen Fusses für den des Schrittes meines Freundes halten, wie ich ihn unzähliche Male auf der Gemsjagd gefunden und erkannt. Freilich," setzte er überlegend hinzu, „könnte eine Aehnlichkeit, eine gleiche Bildung mich täuschen — in jedem Falle aber," schloß er seine Rede, „haben wir von demjenigen, der uns hier vorangegangen ist, nichts zu fürchten; denn er ist ein Schweizer, ein Landmann oder ein Alpjäger, dem der Verrath ebenso fremd ist, wie die Lust, den Franzosen einen Dienst zu erzeigen."

Vincenz hatte ganz recht. Der Verrath lauerte nicht vor ihm, er lauerte hinter ihm, er lauerte zur Seite, im dunkeln Verstecke der Fel=

sen, in den Schlünden, die aus dem bewohnten Thale aufwärts in diese wüste Gegend des Diethhelm führten. Er war um so drohender, da niemand ihn ahnte, um so gefährlicher, da er erst da sich kund geben sollte, wo kein Rückweg des Entrinnens mehr offen stand!

Arglos überschritten die Flüchtlinge das Schneefeld. Jene Spur begleitete sie bis zu seinem Ende. Hier bog der Weg, den sie zurückgelegt hatten, in eine Felsenschlucht ein, die aus einem niedern Theile des Sihlthales sich emporzog und nun zwischen zwei hohen, kahlen Klippenwänden, die steil aus ihr aufstiegen, nach der Stelle des Gebirgs führte, die Vincenz zu einem einstweiligen Asyl für sich und die seinigen ausersehen hatte. Der Weg von den Felsenwänden begrenzt, war so eng, daß die Wandrer ihn nur einzeln betreten konnten. Viele Steine lagen am Boden und das Steigen über diese, den steilen Berg hinan, konnte nicht anders als langsam und nach einzelnen Zwischenräumen der Erholung, deren Elisabeth und ihr Oheim bedurften, von statten gehn. Vincenz hatte eben seinen Beglei-

tern mitgetheilt, daß es nur noch einer kleinen Anstrengung bedürfe, um ein freiliegendes Felsengrath zu erreichen, von dem sie das Ziel ihrer Wanderung erblicken könnten, als er plötzlich, wie durch eine Zaubermacht an den Boden gefesselt, still stand, erblaßte und den andern, die ihn befremdet ansahen, ein ängstliches Zeichen gab, ebenfalls ruhig zu verharren und ihn ungestört auf das, was ihn zu erschrecken schien, horchen zu lassen. Da vernahmen sie Hohngelächter, wilde Stimmen und Flüche in der Sprache der Fremden von unten herauf.

„Vorwärts! Vorwärts!“ drängte Vincenz, indem er den Stutzen von seiner Schulter riß. „Bosheit oder Zufall führt den Feind auf unsern Weg. Wenn wir nur die Höhle erreichen, ehe er uns einholt! Dort seid Ihr sicher, dort vertheidige ich Euch gegen fünfzig Angreifende, dort vermag ein Einzelner der Uebermacht siegreich zu widerstehn!“

„Vergieße kein Menschenblut um unsretwillen!“ sagte Elisabeth und eilte, seiner Mahnung folgend, wie ein gescheuchtes Reh voran.

„In jener Höhle giebt es gewiß Verstecke, die dir bekannt sind, die kein andrer auffindet! Aber, Vincenz, wenn du mich liebst, so erhebe, um mich zu retten, nicht gegen andre die tödtliche Waffe!“

Der junge Mann hörte sie nicht. Seine ganze Aufmerksamkeit war den Verfolgern zugewandt. Die Krümmungen des Weges verbargen sie seinen Blicken, aber er vernahm ihre Stimmen, er hörte sie eins jener Freiheitslieder singen, die dem Schweizervolke mit traurigen Erfahrungen im Gedächtnisse geblieben waren, er hörte, daß sie näher kamen, er konnte nicht zweifeln, daß irgend eine feindliche Absicht sie in dieses öde, verborgene Felsengebiet führe. Jetzt hatten die Flüchtlinge das Ende der Schlucht erreicht, jetzt lag das Felsengrath vor ihnen, zu dessen beiden Seiten ungeheuere Abgründe heraufgähnten, indem jenseits dem Blicke, mächtige, himmelansteigende Felsenwände entgegentraten. Sie sahen am Ende des schmalen Felsendammes, nur durch einen unbedeutenden, aber breitern Steinwall von diesem getrennt, den Eingang der Höhle, sie sa-

hen, hoch über diese schwebend, jenes herabneigende Felsenhaupt, mit der Schneelast auf seinem Scheitel, wieder. Elisabeth flog leicht und ohne Zögern über das Grath; aber den Greis ergriff in der Mitte des gefährlichen Passes, da wo er am schmalsten war, wo kein Gesträuch, kein einziger Gegenstand einen Haltpunkt bot, ein Schwindel, dessen er nicht Herr zu werden vermochte. Er zitterte, er schwankte, er konnte weder vor- noch rückwärts. Da faßte der Sohn mit der Kraft der Verzweiflung ihn um den Leib, hob ihn auf seine Schulter und trug ihn raschen und festen Schrittes hinüber.

Sie standen vor der Höhle, sie waren im Begriff, diesen Zufluchtsort zu betreten. Kein andrer Ausweg zeigte sich, über der Höhle erhob sich die Felsenwand, zur Seite fiel der Blick in schreckliche Abgründe, hinter den Flüchtlingen lag das Felsengrath und der Weg, auf dem die Verfolger ihnen nachdrangen.

„Wer will einkehren in meinen Bergpallast?" rief in diesem Augenblicke eine dumpfe Stimme und in dem Eingange der Höhle erschien der

tolle Marianus, den Vincenz und Elisabeth schon kannten, in dessen Zügen und Gestalt Herrn Waßmer ein Bild des Wahnsinns vor Augen trat. „Wer will unter dem Dache des Felsens, über dem die Lawine drohend und mit dem Gruße des Verderbens herabblickt, mit demjenigen weilen, der das Zeichen Cains, des Brudermörders, an seiner Stirn trägt? Ho, ho! Es sind Ritter und Frauen, die auf Abentheuer ausziehn, Reisende, die sich nicht fürchten vor verzauberten Schlössern und verzauberten Menschen, vor tollgewordnen Pfarrern und verrätherischen Einsiedlern. Aber was ist das für ein zweiter Zug, der lärmend und wild aus dem dunkeln Grunde hervorsteigt? Das sind Teufel und Höllengeister, Furien und dämonische Gespenster. Das sind Wesen, mit denen Marianus gern verkehrt, alte Freunde vom Ezel und von der Schindeleggi!"

Vincenz hatte in der ängstlichsten Spannung darauf geharrt, daß der Wahnsinnige den Eingang der Höhle frei geben sollte. Jetzt eilte

Marianus mit wilden Sprüngen und Gebehrden dem Felsengrathe zu.

„Hinein, hinein!" rief der junge Mann, indem sein Blick nach der Schlucht hinabflog und er, aus dieser hervordringend, eine Anzahl Franzosen wahrnahm, die unter Lärm und Schreien nach den Flüchtlingen empordeuteten und ihre Gewehre hoben, um sie nach ihnen zu richten. Er erkannte den Sergeanten Jean Bendel an ihrer Spitze und mit ihnen — er traute kaum seinen Augen — den Vetter Landolin, der zwischen zwei Soldaten in einer Weise ging, die es zweifelhaft ließ, ob er sie als ein Freier oder als ein Gefangener begleitete.

Vincenz stand in dem Eingange der Höhle, unter ihrem vorspringenden Felsendache. Sein Vater und Elisabeth hatten sich in ihr Dunkel zurückgezogen. Des jungen Mannes Auge ruhete fest auf den Feinden, der Stutzen lag angeschlagen an der Wange, bereit den ersten, der das Felsengrath betreten würde, mit dem tödtlichen Blei in den Abgrund zu schmettern. Da hörte er einen lauten, gellenden Pfiff, der ihm

wohlbekannt war. Er sah auf, er sah die mächtige Gestalt Walter Brenni's auf dem Rande des jenseitigen Felsens, er sah die Waffe des Schützen gegen die Verfolger im Grunde gerichtet. Eben hatte der Wahnsinnige das Grath erreicht, er flog in entsetzlichen, Grausen erregenden Sprüngen über die Felsenmauer, der schwarze Mantel flatterte weithin in die Lüfte — da entlud sich mit einem Knall, den das Gebirg vielfach wiederholte, das Gewehr des Schützen und einer der Franzosen, an Landolins Seite, stürzte getroffen zu Boden. Aber es war, als wolle das Rollen des Donners, dessen Wiederhall Walters Schuß im Gebirg geweckt, nicht aufhören. Vincenz hörte es über seinem Haupte, er hörte wie es sich vermehrte, wie ein Sturmesbrausen sich seinem immer wachsenden Getöse zugesellte, er sah Walter Brenni, der mit einer Gebehrde des Entsetzens seinen Stutzen zur Erde fallen ließ, er sah einen Schleier von Schnee, der immer dichter wurde, vor sich niederfallen — dann sah er nichts mehr, es wurde Nacht vor seinen Blicken und er fühlte sich von

einer Gewalt, der jeder menschliche Widerstand weichen mußte, in das Innere der Höhle zurückgeworfen und zu Boden geschleudert.

Die Lawine, die auf dem Felsenhaupte schlummerte, war durch den Schuß des Schützen aus ihrem Schlaf erweckt worden. Den Donner ihres Falles hatte Vincenz vernommen, sie hatte ihre Scheidewand zwischen die Flüchtlinge und die Gefahr, die sie bedrohete, geworfen, aber auch zwischen sie und das Leben und das beglückende Licht des Tages. Ein weites Grabtuch lag sie über die Höhle und über das Felsengrath hingestreckt, von dem sie in den unermeßlichen Abgrund reichte. Unter ihr hatte nun das ruhelose Herz des unglücklichen Marianus die Ruhe gefunden, die es sich im Leben selbst geraubt hatte, unter ihr mußten nun auch bald diejenigen ein sicheres Asyl gegen die Tücke der Menschen finden, die es hier vergebens gesucht hatten.

Walter Brenni hatte nur wenige Augenblicke noch auf dem Felsenrande verweilt und finster auf die Schreckensszene zu seinen Füssen

geblickt. Dann raffte er seinen Stutzen auf und verschwand nach der höhern Gegend des Gebirges hin. Unten am Ausgange der Schlucht standen schweigend und ernst die Verfolger. Hier erschien ihnen das Verderben in einer neuen, in einer erhabenen und großen Gestalt, die sie mit einem Gefühle der Ehrfurcht gegen eine Macht, die mit einem Hauche ihres Odems alles Menschenthun vereitelt, erfüllte. Landolin stand zitternd an der Seite seines Begleiters und zugleich vor dem Sterbenden, den Walters Kugel getroffen. Seine Blicke irrten von diesem auf die Lawine, von ihr nach dem Sterbenden zurück. Nicht die Schrecken des Augenblicks waren es allein, die auf ihn einstürmten. Ihn hatte sein böses Gewissen ergriffen. Er mußte sich des Verraths gegen einen Verwandten und Jugendgenossen anklagen, er war es, der die Vermuthung, der Geächtete werde sich auf der nothwendig gewordenen Flucht nach dem alten Verstecke wenden, das ihm schon früher Sicherheit gewährt, rege gemacht hatte. Man glaubte ihm nicht ganz, man fürchtete eine Hinterlist. Des-

halb war er mehr wie ein Gefangener, denn als ein Freund und Führer behandelt worden. Jetzt sah er seine Pläne in einem größern Umfange, als er gewollt, als er gewünscht hatte, erfüllt. Vincenz konnte ihm nicht mehr schaden, der alte Waßmer ihm nicht ferner grollen, aber auch Elisabeth war verloren. Er starrte eine Zeitlang finster auf die ruhende, mächtige Lawine. Dann fühlte er sich bald leichter, freier und sündenloser. War er es doch nun nicht, der den Untergang der Flüchtlinge veranlaßt hatte, konnte er doch nun die Schuld auf das, was er die Vorsehung nannte, schieben, die im verhängnißvollen Augenblicke ihren Todesboten losgelassen, noch ehe das Werk seines Verrathes zur Reife kommen konnte! Beruhigt kehrte er mit seinen Begleitern in's Thal zurück. Er betrachtete jetzt die Zukunft in einem andern Lichte, das ihm noch glänzender erschien, als jenes, welches seinem Eigennutze am Ziele der auf den Besitz Elisabeths gegründeten Entwürfe vorgeschwebt hatte.

Achtes Kapitel.

Dem Friedlichen gewährt man gern den Frieden.

Wir müssen unsere Leser bitten, einen Zeitraum von zwei Monaten zu überspringen, in welchem die Lage des Schweizerlandes eine durchaus andere, aber für den wahren Patrioten nicht erfreulichere Gestalt angenommen hatte. Die österreichischen Heere waren siegreich vorgedrungen bis zum Zürichersee, sie hatten die Stadt Zürich besetzt, sie standen längs dem rechten Seeufer, während die Republikaner das linke besetzt hielten. Einzelne Abtheilungen der Deutschen drangen in die kleinen Kantone vor, wo es, unter andern auch bei Brunnen und im Egerithale, zu blutigen Gefechten kam. Niemand litt unter diesen kriegerischen Ereignissen mehr, als der Landmann, in dessen Wohnung der Fremde den Herrn spielte, dessen Eigenthum von Freund und

Feind aufgezehrt wurde, der die niedrigsten Sklavendienste verrichten mußte und mit tödtlichem aber wehrlosem Grimm im Herzen seine Heerde schlachten und das was die Gier der Fremden verschont, der Seuche zum Opfer fallen sah, die sie mit in's Land gebracht hatten. Die Zeit war gekommen, die Vincenz vorausgesagt hatte. Es stand dem Schweizer keine Stimme mehr über sich zu. Man nahm diejenigen nicht als Waffengenossen an, die man als Sklaven nicht entbehren wollte. Armuth, Krankheit, Bedrängniß und Elend aller Art waren in die Häuser derjenigen eingezogen, die noch vor wenigen Wochen mit einer geringen Anstrengung ihre Freiheit und Selbstständigkeit errungen zu haben glaubten.

In dieser Zeit, wo die Natur den Reichthum ihrer Schönheiten in dem herrlichen Lande entfaltete, während die Menschen sich bemüheten, es zu verwüsten, war es, daß von den Bergen des hintern Wäggithales zwei Frauen mit einem männlichen Begleiter herabstiegen, von denen die eine ein schönes und starkes Kind trug, das lächelnd in das zu den Füßen der Wandrer sich

eröffnende grüne Thal und auf seinen kleinen See blickte. Oft schloß es auch die Augen vor dem glänzenden Lichte, das von den Eisgipfeln eines gegenüberliegenden, mächtigen Gebirges, welche die Strahlen der schon nach Westen sich neigenden Sonne wiederspiegelten, herabfiel. Als man aber immer tiefer in's Thal kam und nun die Blicke des Kindes auf dessen lieblichen Wiesenabhängen weilten, da sah es lächelnd bald von diesen auf seine Trägerin, bald wieder zurück, als wolle es ihr sein Wohlgefallen an der Scene mittheilen.

„Hier darf ich Euch verlassen!" sagte der Mann, indem er vor einem Wiesenpfade, der nach dem Hintergrunde des Thales zu führen schien, stehen blieb. „Ihr könnt nun nicht mehr irren. Wenn Ihr dort die dunkle Felsenecke hinter Euch gelassen habt, so seht Ihr auf einer kleinen Anhöhe gerade vor Euch die Wohnung, in der Ihr diejenigen findet, die in der Meinung der Menschen für todt gelten und nur durch ein Wunder erhalten werden konnten. Mich ruft die Pflicht zu den Armen und Elen-

den zurück, die des Trostes und der Pflege bedürfen."

Der Mann, welcher diese Worte sprach, trug die Kleidung eines Landmannes, allein er bewegte sich in dieser auf eine linkische und unbehülfliche Weise, die vermuthen ließ, daß er einer andern, minder freien Tracht gewohnt sey. In seinem Angesichte zeigte sich eine sanfte Trauer und tiefe Spuren des Grames waren auf Stirn und Wangen eingedrückt.

„Segnet mein Kind, hochwürdiger Herr, ehe wir uns trennen!" sagte die eine der Frauen, welche das Kind trug, indem sie es ihm hinhielt. Er legte seine Hand auf die Stirn des Kindes und sprach halblaut ein kurzes Gebet, in dem er es dem Schutze der Mutter Gottes und der Heiligen empfahl. Dann wandte er sich mit einem trüben Lächeln und den Worten zu den Frauen: „Es ist schlimm geworden auf der Welt und der Segen Gottes muß heimlich durch die Länder schleichen und darf nur im Dunkel und in Verborgenheit den Gläubigen gespendet werden, die sonst beim Lichte des Tages zu tausenden

an seine festlich geschmückten Altäre eilten. Mein Herz ist krank und mein Haupt ist müde. Bald werde ich mich niederlegen, um Genesung und Ruhe zu finden durch den Tod und wenn Ihr dann an einem einsamen Grabhügel auf dem Gottesacker einer Dorfkirche vorübergeht und Ihr hört, daß dort meine Ueberreste bestattet worden sind — nicht in dem zerstörten Heiligthume, dem ich diente — dann sprecht ein Gebet für das Seelenwohl des Pater Cyprianus und gedenkt seiner in Liebe."

Er entfernte sich mit einer Thräne im Auge und war bald hinter einem vortretenden Hügel den Blicken der nachsehenden Frauen verschwunden. Diese setzten still ihren Weg fort. Diejenige, welche das Kind mit mütterlicher Zärtlichkeit an ihre Brust drückte, schien nur um wenige Jahre älter als ihre Begleiterin, allein in ihrem ganzen Wesen lag jene ausgesprochene Bestimmtheit einer Gattin und Mutter, welche die Frau von der Jungfrau unterscheiden läßt. Ihr Antlitz war bleich und ernst; in ihren Mienen trat eine trotzige Entschlossenheit an den Tag

und ihre Tracht, wie ihre Haltung bezeichneten sie als eine der ländlichen Bewohnerinnen dieser Gegenden. Zarter und edler war die andre gebaut. Auch sie trug nur eine einfache ländliche Kleidung, allein sie bewegte sich in dieser so leicht und anmuthig, daß man wohl sah, eine sorgfältigere Erziehung, ein gewählter Umgang habe dieses Wesen gebildet. Man fand leicht, daß auch in ihren Zügen die Spuren einer stillen Schwermuth lagen, aber mit dieser schien ein ursprünglich heitrer Geist zu ringen und die frohen Blicke, die sie nach jener Gegend warf, die ihnen der Pater als das Ziel ihrer Wanderung bezeichnet hatte, ließen hoffen, daß am Ende diese Heiterkeit siegen werde. Aus ihren Zügen, aus ihrer Haltung sprach eine reine, anmuthige Jungfräulichkeit, die, von der Frische der Jugend unterstützt, sie zu einer sehr reizenden Erscheinung machte.

„Nichts hat sich in diesem stillen Thale verändert," unterbrach sie nach einiger Zeit das herrschende Schweigen, „während rings um so Vieles anders geworden ist. Noch stehn die

Hütten in ihrer Friedlichkeit, ungestört und unbedrängt ziehn die Hirten mit den Heerden zur Alp und in die Wellen des lieblichen Sees hat sich noch kein Blut der Verwundeten und Erschlagenen gemischt. Wer hätte gedacht," setzte sie sinnend hinzu, „daß dieses Klönthal einst ein Punkt der Wiedervereinigung und des Wiedersehens seyn würde!"

„Im Egerithale sieht es freilich schlimmer aus, als hier!" sagte die Frau und eine finstere Wolke flog über ihre Stirn. „Da haben sie Alles geraubt und zerstört, das Vieh getödtet und die Wohnungen verödet. Es ist nun keine Heimath mehr dort und diejenigen, die sich dort wohl fanden, müssen nun anderwärts eine Stätte suchen. Es ist auch gut so. Der fremde Ort mahnt sie nicht immer an das, was sie verloren haben."

Ein tiefer Seufzer folgte diesen Worten.

„Denk an dein Kind, denk an die Zukunft!" tröstete die Jüngere. „Welche wunderbare Dinge haben wir nicht in der letzten Zeit erlebt, wie hat uns nicht der Himmel seinen Schutz und

seine Gunst offenbaret? Meinst du, es könne nicht auch für dich eine glücklichere Zeit kommen?"

„Ulli ist todt;" erwiederte finster die Frau, in der wir jetzt Seppi Flüeli, wie in ihrer Begleiterin Luisen erkennen: „Euer Lothar lebt und ist genesen. Die Todten ruft kein Wunder in das Leben zurück und jene, die Euch und mir lieb sind, konnten ihrem Grabe nur entsteigen, weil sie das Leben noch hielt und der Tod noch nicht wollte."

„Und dennoch hat Gott sie auf eine wunderbare Weise gerettet!" sagte in einem bewegten Tone Luise. „Er warf die Lawine über sie, damit sie nicht in die böse Macht der Menschen fielen, er schickte deinen Bruder Walter, die lebendig Begrabenen an das Licht des Tages zurückzuführen."

Sie hatten die Felsenwendung erreicht, von der sie nun die Schlucht überblicken konnten, in deren Hintergrunde, von einem Buchenhaine umgeben, eine kleine freundliche Wohnung stand. Mit klopfendem Herzen, mit leuchtenden Blicken

eilte Luise ihrer Begleiterin vor. Als sie oben anlangte, als sie odemschöpfend einige Augenblicke ruhete, öffnete sich die Thüre der Hütte. Elisabeth trat heraus, erkannte die Freundin und sank ihr mit einem Freudenschrei in die Arme. Bald erschienen auch Vincenz und der alte Waßmer, alle in ländlicher Tracht, wie Hirten des einsam gelegenen, schönen Thales. Die Freude wurde allgemein. Selbst Ulli's Wittwe verbannte auf einige Zeit den Ernst, der in ihr Leben getreten war, aus ihrer Brust und lächelte dankbar, als der alte Herr, seines Versprechens sich erinnernd, das vaterlose Kind in seine Arme nahm.

Nun wurden die Ereignisse der letzten Zeit erörtert, es wurde erzählt und berichtigt, was man bisher nur auf einem unsichern Wege, nur theilweise durch vertraute Boten hatte mittheilen können.

Wir kehren, um dem Leser über die wunderbar scheinende Weise, wie die unter der Lawine Verschütteten aus ihrer ängstlichen Lage befreit wurden, einen genügenden Aufschluß zu geben,

zu dem Zeitpunkte zurück, in welchem Walter Brenni um die Grabstätte der Geliebten zu besuchen, sich von seinem alten Freunde trennte. Er hatte schon in Unterwalden die Annäherung der feindlichen Uebermacht gen Schwyz erfahren, er war, der Versicherung, welche er Vincenz gegeben, eingedenk, sogleich über den See an das Gestade von Brunnen zurückgekehrt, er hatte hier, während schon die Gewehre der Feinde vom Hacken und Sattel herabblickten, Gabriel Bendel gefunden und von ihm, nach des Junkers Auftrag vernommen, wohin dieser mit Vater und Braut seine Flucht gelenkt. Indem er die Nacht zu seiner Wandrung benutzte und seinen Weg über Felsenkämme nahm, die nur ein so kühner Mann, wie er, zu betreten wagen konnte, gelang es ihm, den Flüchtlingen zuvorzukommen. Er fand sie, um sie nahe von ihren Verfolgern bedrängt, um sie von der Lawine begraben zu sehen, die er selbst, durch seinen wohlgemeinten Schuß in ihr verderbliches Leben gerufen zu haben, sich anklagen mußte. Da fiel ihm ein, daß einige der Hölen des Diethelm im Innern des Ge-

birges mit einander in Verbindung stünden, daß ihre Verzweigungen sich zusammen fanden und wie ein unbestimmter, nebelvoller Traum stieg eine Erinnerung in seiner Seele auf, als sey er selbst einmal aus dieser Höle, freilich mit unsäglicher Beschwerde und Gefahr, kriechend unter dem niedern Dache, an Abgründen hinweg, zu einer andern Oeffnung des Gebirgs gelangt, die jenseits dieses Grundes, jenseits des mächtigen Felshornes lag. Von dieser schwachen Erinnerung geleitet, flog er den Berggipfel hinab nach der Gegend, in der er jene Hölenöffnung zu finden hoffte. Er dachte nur an Vincenz, an dessen Kummer um den Vater und die Geliebte. Das Glück, das sich so selten zu ihm wandte, begünstigte ihn diesesmal. Er fand den Eingang einer Höle, die ihm die richtige schien. Ehe er weiter vordrang, zündete er mit Hülfe seines Stutzen das Licht an, mit dem er sich für das Leben in der Höle, auf das ihn Gabriel vorbereitet, versehn hatte. Indem er nun mehr und mehr in das Innere der Höle gelangte, belebten sich seine Erinnerungen und er war bald überzeugt, daß er auf die-

sem Wege seine Freunde erreichen oder ihnen begegnen müsse. Nichts quälte ihn mehr, als der Gedanke, daß Vincenz diesen Ausgang vielleicht nicht kenne, sich mit den seinigen in eine der vielen Nebenhölen verirren und dort in einem Abgrund das Verderben finden könne, dem er dann nutzlos gestrebt habe ihn zu entreißen. Bald stand er selbst vor mehreren Gängen und war zweifelhaft, welchen er wählen solle, um an sein Ziel zu gelangen. In dieser Verlegenheit griff er zu einem Hülfsmittel, das ihm das geeignetste schien, Vincenz eine Kunde von sich zu geben. Er schoß seinen Stutzen ab, er ließ dem Knalle, der dumpf durch die Gänge dröhnte nach einiger Zeit jenen gellenden Jagdpfiff folgen, der seinem alten Gefährten oft auf ihren Bergwanderungen zum Zeichen gedient hatte. Welche Freude für ihn, als er nach dem Verlaufe einiger Minuten einen antwortenden Schuß vernahm, den er trotz der Dämpfung durch das enge Gewölbe, für den seinem Ohre wohl vertrauten Knall von des Junkers Stutzen erkannte. Ihm war es nicht entgangen, aus welcher der Hölen-

windungen die Erschütterung der Luft, die ihn berührt, hervorgekommen, aus welcher das Getöse des Schußes zu ihm gedrungen war. Er hatte nun eine Richtschnur für seinen Weg. Er ging rascher vorwärts, er überschritt Abgründe und stand nun bald an einer Stelle, wo das Gewölbe sich so tief herabsenkte, daß er nur kriechend weiter kommen konnte. Da hörte er hinter der niedersteigenden Wand der Decke Menschenstimmen, da hörte er Vincenz seinen Namen rufen. Er antwortete, er schob die Leuchte, die er trug, am Boden hin, um sie jenen, die vielleicht ohne Licht waren, entgegenscheinen zu lassen. Daß sie ihn in ihrer Nähe hörten, daß es ein Irrthum gewesen war, wenn sie früher gefürchtet hatten, sein Schuß sey außerhalb des Berges, vielleicht dicht an dem Höhlengange, aber doch undurchdringlich von ihm getrennt, gefallen und ebenso habe nur durch eine Scheidewand der bekannte Jagdpfiff das Ohr des Junkers getroffen, erfüllte sie mit der freudigen Gewißheit der Rettung. Bald sah Walter Brenni die einzelnen Gestalten, wie aus dem Grabe, vor sich

aufsteigen, bald hatten sie nun die Höle verlassen, in der sich Elisabeth schwer beängstigt fühlte, bald hob sich ihre Brust freier in der belebenden Himmelsluft, die draußen herrschte. Sie fanden ein freundliches Asyl: erst hoch oben in den Alpweiden des Glärnisch, dann tiefer hinab in der Hütte nahe am reizenden Klönthal, das noch ruhig und abgesondert von den Stürmen des Krieges, eine Friedens-Oase, mitten in dem bewegten Lande lag. Von hier aus ging Walter oft unter dem Schutze der Nacht hinüber in den Sihlgrund zu seinen Freunden und Verwandten. Er wußte sichere Boten aufzufinden, die seine Aufträge nach dem Frauenkloster in Zug brachten und durch welche man bald erfuhr, daß Lothar, unter Luisens treuer Pflege, täglich seiner Genesung näher schreite, daß auch Seppi Flüeli, durch die Feinde von Haus und Hof vertrieben, dort weile und ihre Freundin Luise in der Sorge um Lothar bestens unterstütze. Pater Cyprian, den der Schütz bei vertrauten Leuten im Sihlgrunde versteckt gefunden hatte, war es, der die Botschaften,

welche von Zug kamen, in Empfang nahm und sie weiter an Walter Brenni, wenn dieser verstohlen in der Nacht erschien, ausrichtete. Er hatte sich auch verbindlich gemacht, die beiden Frauen, nach Lothars vollständiger Genesung zu dem Aufenthalte der Flüchtlinge zu führen, und sich, wie wir wissen, dieses Auftrags mit Gewissenhaftigkeit entledigt.

Elisabeth war sehr erfreut, in den Zügen der Freundin wieder ein Aufkeimen jener Heiterkeit zu finden, die sie in früheren Zeiten beseelt hatte.

„Es ist nun Alles gut!" sagte lächelnd Luise. „Selbst daß Lothar verwundet worden, können wir jetzt als eine Gunst des Himmels ansehn, denn ohne diese Schickung müßte er noch fortstreiten für eine Sache, die seinem Herzen fremd geworden ist. So aber können sie den Invaliden mit dem lahmen linken Arme nicht brauchen, er hat seinen Abschied erhalten und ist nach dem Landhause am See gereist, um dort zum Rechten zu sehn und des Vaters Gut getreu zu verwalten."

Sie sah froh um sich und las in den Mienen der Anwesenden neben der Theilnahme an dem Mißgeschicke, das Lothar so frühe getroffen, auch die Zufriedenheit mit den Folgen, welche dieses auf seine kriegerische Laufbahn gehabt hatte.

„Er hat leichten Preises den Frieden seiner Seele wiedergewonnen;“ hob nach einer kleinen Pause Herr Waßmer an. „Die Schule, die er durchwandern mußte, war die der peinlichsten Erfahrung, aber ihm ist noch ein glückliches Loos gefallen aus dem großen Rade, in dem die Schicksale der Menschen gemischt werden, und er darf nicht klagen, sondern danken und preisen. Was ist ein lahmer Arm gegen ein zerrissenes Herz, gegen ein zuckendes Gewissen, gegen die entsetzliche Möglichkeit, Vater und Bruder zu morden? Jetzt segne ich die Kugel, der ich damals fluchte, jetzt erst genieße ich alles Glückes der Versöhnung, zu der in jenem Augenblicke mein Herz mich drängte.“

Er ging einige Augenblicke in großer Bewegung im Innern der Hütte, das sie betreten

hatten, auf und nieder. Dann blieb er vor Vincenz steh'n, ergriff dessen beide Hände und sprach in einem entschlossenen Tone:

„Alles ist erfüllt, wie ich es wünschte, und ich bleibe nun nicht länger in diesem unglücklichen Lande. Wir wissen, warum wir es verlassen. Nicht aus Kaltsinn, nicht aus Feigheit, nicht weil wir müde geworden wären, für sein Wohl zu dulden, zu opfern und zu wirken. Wir gehn, weil wir ihm nicht helfen können, weil jede Thätigkeit, die sein Heil beabsichtigt, ihm zum Schaden ausschlägt, weil unsere Gegenwart selbst diese verderbliche Verwirrung vermehrt. Aber ich gehe nicht wie ein Heimathloser, der keine Stätte hat, die er sein nennt, keine Wohnung, von der er sich nicht verabschieden möchte auf ein froheres Wiedersehn! Ehe ich von meinem Vaterlande scheide, will ich noch einmal das Erbe meiner Väter begrüßen, ich will den wiedergewonnenen Sohn an meine Brust drücken, ich will — Ja, Vincenz," unterbrach er sich selbst, „wir wollen in der Stille und der Verborgenheit der Nacht diesen theuern Ort besuchen und der erste Strahl der

Sonne soll uns dann auf dem See finden, an dessen jenseitigem Ufer uns nicht mehr die Bosheit unsrer Feinde erreichen kann."

„Sie vergessen, daß man uns zu den Todten zählt;" versetzte ruhig der Sohn. „Ueber das Grab hinaus berechnet der Eigennutz nicht seine Pläne und selbst der Haß tritt vor der Todespforte zurück. Ich glaube, daß wir diese Wandrung ohne Gefahr unternehmen können, wenn wir nur immer vorsichtig darauf bedacht sind, uns nicht als Lebende zu verrathen. Hier hält uns nichts zurück. Diese Hütte lassen wir so leicht hinter uns, wie sie uns eingeräumt wurde, dieses Thal giebt uns schöne Erinnerungen mit, ohne eine Fessel zu haben, an der es uns hielte."

Gegen Abend kam Walter Brenni. Er war am See gewesen und brachte Fische mit, die er dort gefangen hatte. Die Geschwister begrüßten sich mit trüber Freundlichkeit und ohne viele Worte. Nachts, da schon alle zur Ruhe gegangen waren, hatte der alte Herr noch eine lange, geheime Unterredung mit dem Schützen.

Als Seppi in der ersten Dämmrung des Morgens aus einem unruhigen Traum erwachte, trat der Bruder in Reisekleidung in ihre Kammer und sagte:

„Du wirst mit dem alten Herrn und seinen Kindern in's fremde Land ziehn, ich aber bleibe hier, denn ich muß bald sterben, weil ich nicht länger so leben kann, und meine Gebeine soll die Erde des Schweizerlandes decken. Vielleicht sehe ich dich noch einmal wieder, vielleicht auch nicht! Ich höre jezt immer eine Stimme, die ich wohl kenne, mich bei Namen rufen und es ist mir, als riefe sie mich von der Erde weg, an einen andern Ort, wo ich wiederfinde, was ich verloren habe. Glaube mir Seppi, die Clevele denkt an mich in ihrer Seligkeit und will mich nicht länger missen! Aber was ich dir sagen wollte deines Kindes wegen! Vom Vater selig hatte ich noch ein schön Stück Geld und auch die Clevele hatte sich Etwas zusammengespart. Das liegt neben ihrem Grabe, auch unter dem Ahorne verscharrt, dessen Schatten auf das Grab fällt. Das Geld gehört deinem Kinde.

Ich brauche nichts mehr, für mich hat kein irdisches Gut einen Werth. Die heilige Mutter Gottes möge es dem Kinde segnen!"

Ehe Seppi ihm antworten konnte, hatte er die Kammer verlassen. Sie hörte, wie er sich aus dem Hause entfernte, sie vernahm den Klang seiner Schritte, die sich in's Thal lenkten, dann verhallten sie in der Ferne und Alles wurde wieder still und ruhig.

Neuntes Kapitel.

Drum haltet fest zusammen — fest und ewig!

Lothar war wie ein Gespenst in dem Landhause seines Vaters erschienen. Schon in seinem Gefängnisse zu Schwyz hatte Landolin gehört, daß er, von einer Kugel getroffen, gefallen sey, spätere Nachrichten versicherten, er habe auf der Stelle seinen Geist aufgegeben. Ihn, wie seinen Bruder, wie Herrn Waßmer und Elisabeth hielt Landolin für todt, Brigitten jetzt für die einzige Erbin des großen Gesammtvermögens und wohl des Wagestücks werth, seine Lebensbahn mit der ihrigen zu vereinigen. Mit diesen Absichten und Hoffnungen war er nach Zürich geeilt und hatte sie von dem Vorgefallenen unterrichtet. Sie legte Trauer

an, sie fühlte sich in der That durch das Außerordentliche dieses Familienereignisses ergriffen, aber sie bemerkte auch mit innerm Vergnügen, daß die Aufmerksamkeit des gern gelittenen Vetters sich vermehrte, daß seine Sorgfalt einen zärtlichen Charakter annahm, daß er ihr jetzt dieselben Gefühle, die einst ihrer Nichte gegolten, zu widmen schien. Das Unglück, welches ihn während seiner kurzen Amtsführung getroffen, hatte ihn zu sehr zu einem Gegenstande des Spottes gemacht, als daß man ihn länger in einem Posten lassen konnte, zu dessen genügender Verwaltung ein Ansehn der Person gehörte, das Landolin, mehr oder weniger durch seine Schuld, verscherzt hatte. So konnte er seine ganze Zeit Brigitten zuwenden, so fühlte er sich nun auch nicht mehr durch den Reiz wichtiger Ehrenämter, von dem solidern Streben nach Reichthum abgehalten. Er wußte Brigitten zu bewegen, in seiner Begleitung das Landhaus, das sie mit geheimem Vergnügen jetzt das ihrige nennen hörte, zu besuchen. Hier gelang es ihm seine Eroberung ganz zu Stande zu brin-

gen, hier gelang es ihm, die nur schwach seinen Bewerbungen entgegengestellte Weigerung, die leichte Einwendung, die Brigitte auf den Unterschied der Jahre gründete, zu beseitigen, und das eifrig gesuchte Jawort zu erhalten. Da trat plötzlich Lothar in das frisch erblühende Glück des Paares. Ein Theil von Landolins schönen Hoffnungen verschwand, wie ein Nebelgebild, aber der andre, derjenige, der Brigittens eigenthümlichem Vermögen galt, schien ihm noch immer bedeutend genug, in seinem Wagestück zu verharren. Das Paar konnte nicht ohne Bitterkeit einen andern da als Herrn erblicken, wo es selbst zu herrschen gehofft hatte. Es zog sich nach Zürich zurück und Lothar, der seine Unwürdigkeit erkannt hatte, bemühete sich nicht es zurückzuhalten.

Wir finden ihn am Abende eines trüben Julitages in dem untern Salon des Landhauses, der uns bereits aus jenen Tagen, in welchen die anmuthigen Gestalten Elisabeths und Luisens sich hier bewegten, bekannt ist. Die Vorhänge sind niedergelassen, wie damals, als Herr

Waßmer den Schützen von Stanzstaad erwartete, allein auch diesen sehn wir in dem Gemache, schwermüthig an der Wand lehnend und das düstre Auge auf den Boden heftend. Lothar selbst schreitet bewegt auf und nieder, aber seine Unruhe scheint mehr eine freudige, erwartungsvolle, als eine ängstliche, die nächsten Augenblicke scheuende. In den Winkeln des Zimmers sind mehrere Reisegeräthschaften zerstreut und gepackte Koffer stehn am Boden.

„Wir können also fest auf den Mann vertrauen," hob nach einem langen Schweigen Lothar an, indem er vor Walter stehn blieb, „wir dürfen auf seine Verschwiegenheit rechnen, auf seine Klugheit und seine Redlichkeit?"

„Wenn ich ihn nicht für ebenso redlich, für einen ebenso guten Freund des Junker Vincenz hielt, als mich selbst," antwortete der Schütz, indem er seine Stellung nicht veränderte, „wenn ich dabei nicht glaubte, daß er weit geschickter zu der Ausführung eines Auftrags sey, der mehr Verschlagenheit, mehr Weltklugheit erfordert, als ich besitze; so würde ich ihn gewiß

nicht auserwählt und zu einem Geschäfte aufgefordert haben, an dessen geheimer, pünktlicher Besorgung Euerm Vater so viel liegt. Er ist klug und gewandt, er spricht französisch und hat schon öfters den Scharfblick der Ketzer getäuscht, er war es, der den Züricher Junker unter die Hirten führte, wo dieser mit für die gute Sache ausziehn mußte, er geleitete Jungfer Luisen sicher an den Ort, von dem sie dann ohne Gefahr zu Euch kommen konnte."

„Diese Umstände bürgen allerdings für den Mann," erwiederte Lothar, indem er seine unruhige Wanderung durch das Gemach auf's Neue antrat. „Er trägt einen Brief von meinem Vater, er wird einen Gast herführen, der mir sehr willkommen seyn wird, dessen Gegenwart mein Vater in der Abschiedstunde für sehr wichtig und nothwendig hält, sagtest du?"

„So ist es!" versetzte lakonisch Walter. „Der Gast wird Euch willkommen seyn."

„Seltsam!" sprach Lothar. „Mein Vater läßt mich auf die Freude des Wiedersehens bereiten, er läßt mir sagen, ich solle mich auf eine

noch höhere gefaßt machen und diese ganze Sendung ist mit einem Schleier des Geheimnisses und des Räthselhaften umhüllt, den ich nicht zu durchdringen vermag. Ich weiß nur, daß die Botschaft des Mannes Verschwiegenheit, List und Treue erfordert, daß von ihrem Gelingen viel abhängt, daß mein Vater die Stunde des Abschieds von aller Trauer, die ihr so natürlich eigen seyn muß, befreien und zu einer glücklichen, freudigen machen will! Ich tappe im Dunkeln und dennoch bin ich froh bewegt, voll glücklicher Hoffnungen auf das Wort des Vaters hin, das mich nie getäuscht hat. Ich fühle mich jetzt seiner würdig, ich werde zum erstenmale den versöhnten Vater an meine Brust drücken."

Lothar war ein andrer geworden, seitdem sein körperliches Mißgeschick ihm die Freiheit seiner Seele, ihn sich selbst zurückgegeben hatte. Noch trug er den gelähmten Arm in der Binde, noch zeigte eine Blässe seines Angesichtes von dem schweren Wundlager, aber seine Stirn glänzte heiter, sein Blick leuchtete froh und hell, seine Lippen umschwebte ein Lächeln, das dem eines

Bräutigams glich, der zur Hochzeit schreitet. Er hatte sich überzeugt, daß der Weg, auf welchem Herr Waßmer mit Vincenz und den Frauenzimmern sich zu dem Landhause begeben wollte, außerhalb der französischen Vorpostenlinie liege, wie das Landhaus selbst, er durfte nichts fürchten für seine Lieben, er durfte nur hoffen, sie bald wiederzusehen und mit ihnen — die Geliebte. Dem Gedanken, daß Luise ihn wieder verlassen und mit den Uebrigen in ein fremdes Land ziehn werde, schob er weit von sich hinweg; es war ihm, als sey dieses gar nicht möglich, als müsse das heimlich gehaltene Unternehmen des Vaters — wie? wußte er freilich noch nicht — diesen bittern Schmerz ihm ersparen.

Mehrere Stunden vergingen, ohne daß sich irgend Etwas ereignet hätte, was die innere Bewegung des jungen Mannes vermindern, was seinen seltsam erregten Erwartungen entsprechen konnte. Er sah oft durch die Glasthüre in den Garten. Der Himmel war dicht mit Wolken umzogen, es herrschte eine Finsterniß draußen, die den Flüchtlingen höchst günstig war. Man

vernahm das Rauschen des Sees, das Brechen seiner Wellen am Ufer, allein diese Bewegung war nicht von drohender Stärke, sie konnte einer Fahrt über den See, der Ankunft des unbekannten Gastes, der von dorther kommen sollte, nicht hinderlich seyn.

Endlich vernahm Lothar ein Geräusch auf dem äußern Gange, das ihm die Annäherung eines Besuches anzeigte. Er eilte zur Thüre und öffnete sie in großer Spannung. Er trat überrascht zurück, denn der Fremde, der Unbekannte, der auf eine so geheimnißvolle Weise eingeladen und zum Landhause geführt worden war, der jetzt in der geöffneten Thüre erschien, war niemand anders, als der alte Freund des Hauses, der evangelische Geistliche aus Zürich. Ihm folgte sein Führer, in dem unsere Leser gewiß schon Gabriel Bendel vermuthet haben und der sich sogleich zu Walter Brenni gesellte, indem er ein leises, aber, wie es in seiner Gewohnheit lag, wortreiches Gespräch begann.

Der Geistliche reichte dem Lothar mit einem ruhigen Lächeln die Hand und der sanfte

Blick seines sprechenden Auges weilte froh auf dem jungen Manne.

„Es ist schön," sagte er, „in dieser Zeit der allgemeinen Uneinigkeit einen kleinen Kreis zu finden, der sich in Liebe und Versöhnung vereinigt, der im Unglücke zum Guten gereift ist, um den die Stunde der Trennung ein innigeres geistiges Band schlingt. Der Zweck alles Irdischen ist ein schöner, reiner, aber von Einzelnen wird er eher erreicht, wie von der Gesammtheit, weil mit der Masse, die vorwärts soll, auch die Masse der Schwächen, die sie zurückhält, sich vermehrt. Sie sind nun gelandet, lieber Lothar, auf der Insel des Friedens, Sie können, glücklich sich gerettet zu wissen, auf die Stürme zurücksehn, die Ihre Fahrt beunruhigt! Der Irrthum, dem sie so große Opfer gebracht, wird Ihnen selbst zum Segen, denn er berechtigt Sie, das Eigenthum Ihres Vaters diesem zu bewahren, bis jene Zeit kommt, von der ich sprach, in der die Gesammtheit sich beruhigen, in der das Streiten der Leidenschaften sich ausgeglichen haben wird. Wir wollen nicht trauern, daß wir nun auf Lange hin

diejenigen nicht sehen werden, die uns theuer sind. Lassen Sie uns denken, daß nur die Ferne sie beglücken kann, lassen Sie uns in dem Bewußtseyn, daß die Trennung von ihnen eine wohlthätige Nothwendigkeit ist, unsere Beruhigung finden!“

Lothar sah mit innigem Vergnügen den alten, bewährten Freund des Hauses wieder. Es schien ihm ganz natürlich, daß sein Vater denjenigen, der ihm schon als Jüngling befreundet gewesen, an den er sich als Mann inniger geschlossen, der ihm bis ins Greisenalter ein treuer Freund geblieben, noch einmal sehen wolle, ehe er die Heimath verlasse, ehe er in ein fremdes Land auswandre, wo ihn wohl der theure Freund nicht leicht aufsuchen konnte. Beide waren hochbejahrt, der Tod konnte zwischen sie treten und das Wiedersehn auf das Jenseits hinausschieben. Trotz dieser natürlichen Veranlassung, schien ihm doch die Erscheinung des Geistlichen noch eine besondere Bedeutung zu haben. Er gedachte der Botschaft des Vaters, daß er sich auf eine noch höhere Freude, als die des Wiedersehns, berei-

ten solle; jetzt ahnte er ein Glück, das er, aus Furcht, es möge sich dennoch in nichts auflösen, sich selbst nicht zu gestehn wagte.

Der Geistliche hatte den Schützen bemerkt und erkannt. Er trat vor ihn, reichte ihm mit einem bedeutungsvollen Blicke die Hand und sagte:

„Deine Zeit ist noch nicht gekommen, du Trauriger! du blickst noch trübe und irdisch, nicht verklärt, himmlisch und frei, so daß dir das Gefühl werden könnte, das dich beruhigen wird. Bleibe nur stark im Glauben und in der Hoffnung! Die Erde giebt die Schmerzen, der Himmel giebt den Balsam. Es ist eine Kraft, die den Himmel herniederzuziehn, die seinen Segen zu erringen vermag in jeglicher Gestalt. Aber derjenige, der sie üben will, muß rein, muß frei seyn von jeder irdischen Leidenschaft. Kannst du diese von dir abstreifen, kannst du die Bosheit Fremder, die dich getroffen, die Rachsucht, die dich trübt, die Kampflust, die auch der Erde angehört, sie mag einer guten oder einer schlechten Sache gelten, vergessen, kannst du ganz nur

fühlen, rein fühlen, daß vor dem Ewigen kein Ding unmöglich ist: dann bete, du Trauriger, bete mit aller Kraft und Inbrunst, die dir inne wohnen, und dir wird geholfen werden!“

„Ich habe schon davon geträumt,“ sagte Walter, ohne den Blick zu erheben. „Ich träume noch manchmal davon und ich glaube, wenn nun Junker Vincenz fort ist und meine Schwester und Herr Waßmer, wenn ich ganz allein bin, ganz allein in den Thälern und auf den Bergen wandere, dann werde ich auch im Wachen immer diesen Traum haben, bis er sich erfüllt oder der Mensch nicht mehr träumt. Ich hasse diejenigen nicht mehr, die mich unsäglich unglücklich gemacht, ich verlange nicht mehr nach Rache; aber vom Kampfe lassen mit den Ketzern, mit den Feinden der Religion und der heiligen Jungfrau? Nein, Herr, das darf Walter Brenni nicht! Denn das Heil der Seele ist das vornehmste und ihm ist jede andre Hoffnung, jeder andre Wunsch unterworfen.“

Kopfschüttelnd wandte sich der Geistliche von ihm ab. Er überzeugte sich, daß es seiner Lehre

von der weit ausgedehnten Kraft des Gebetes nicht möglich sey, die Vorurtheile zu überwinden, welche Unterricht und Erziehung frühe in die Seele des Schützen gepflanzt hatten. Er gab jeden weitern Versuch auf, er beschied sich um so mehr, den Mann, dem er seinen Antheil nicht versagen konnte, dem tröstenden Einflusse der Zeit zu überlassen, da gerade jetzt sein Geist und sein Herz sorgend mit denjenigen beschäftigt waren, die ihm die Gewohnheit vieler Jahre, so manche schöne Erinnerungen und mächtige Gefühle, nächst seiner eigenen Familie, am Theuersten machten. Er gesellte sich wieder zu Lothar und war bald mit diesem in ein anziehendes Gespräch verknüpft, das — wie es nicht anders seyn konnte — die neuesten Ereignisse im Vaterlande zum Gegenstand hatte.

So kam Mitternacht heran. Gabriel Bendel war, als sich ihm in Walter Brenni ein wenig geneigter Theilnehmer seiner redseligen Unterhaltung zeigte, in den Garten gegangen, um hier nach den Erwarteten zu lauschen und dann ihre Ankunft zu verkündigen. Er schlich an

den Hecken hin, er strengte sein ohnehin scharfes Gehör an, damit ihm kein noch so leises Geräusch verloren gehe, er hatte endlich die Freude, an der Hinterthüre des Gartens Schritte und flüsternde Frauenstimmen zu vernehmen.

„Sie kommen, sie kommen!" rief er mit unterdrückter Stimme in den Salon. „Nicht wie der selige König Lear mit einem prunkenden Hofstaate von fünfzig Rittern, Knappen und Schalksnarren, kommt der alte Herr; nein! einfach und schlicht wie ein Patriarch aus dem alten Testamente, nur von den Blutsfreunden begleitet und einer armen Wittwe. Dafür aber wird ihm auch gern aufgethan und, ich wette darauf, es fließen Thränen der Rührung, wenn er wieder fort will!"

Man hörte nicht auf die Worte des Schwätzers. Schon hatten sich Vater und Sohn gefunden, schon stand Luise freudebebend neben den innig Vereinigten, schon waren Elisabeth und Vincenz in den Salon getreten und hatten den alten Freund vom Hause, dessen Erscheinung sie in einem hohen Grade überraschte, freudig be-

grüßt. Mit ihnen war Seppi gekommen, die sich nicht von den Auswanderern trennen wollte. Ihr Kind trug sie wohlverwahrt gegen die rauhe Nachtluft. Es war der einzige, aber auch der höchste Schatz, der ihr von ihrem stillen Glücke im Egerithale geblieben war. Sie ging zu ihrem Bruder, sie freuete sich, ihn noch einmal zu sehn, aber Walter Brenni war so sehr von seinen düstern Gedanken und phantastischen Träumen befangen, daß die Anwesenheit der Schwester wenig Eindruck auf ihn machte.

Als nun Herr Waßmer von Luisen und Lothar gefolgt, in dem Gemache erschien und mit ernsten Blicken um sich sah, da konnte jeder erkennen, daß ihm der Abschied von der Heimath doch schwer falle und in dieser Stunde wohl manches Bild der Erinnerung vor seinem Geiste vorüberziehn, das ihm den Ort, der es bewahrte, theuer machen mußte. Er schien sich mit Gewalt von diesen Erinnerungen loszureißen. Er reichte dem Geistlichen die Hand, er führte ihn in den Hintergrund des Zimmers und sprach angelegentlich und heimlich mit ihm, während die jungen

Leute in ihrer Freude über das Wiedersehen, die nahe Zeit einer Trennung, die Jahrelang dauern konnte, vergassen.

Endlich trat Herr Waßmer mit dem Geistlichen zu ihnen. Seine Miene war feierlich, sein ganzes Wesen verkündigte, daß er im Begriff sey, irgend einen großen Entschluß auszusprechen. Das Gespräch der jungen Leute schwieg, sie standen erwartungsvoll um den Vater, der nun in einem ruhigen, gütigen Tone begann:

„Der Zeitpunkt ist da, in dem ich mein Haus verlasse, und die Pflicht eines guten Hausvaters erheischt, daß ich es wohl bestelle, ehe ich scheide. Der Heimath gehört ein großer Theil des Lebens und indem ich mich von ihr trenne, löse ich auch diesen Theil meines Lebens von mir und, wie ein Sterbender sein Testament macht, muß ein Scheidender seine Anordnungen treffen, daß die Heimath, der er so viel verdankt, nicht verwaist und verödet bleibe. Du, Lothar, wirst ihrer pflegen und mit dir Luise. Ja, meine Tochter," wandte er sich zu dieser, „du wirst als Lothars Gattin, als Frau dieses Hauses zu-

rückbleiben, du sollst uns nicht in eine Fremde begleiten, wo dein Herz immer von einer schmerzlichen Entbehrung gequält würde! Dieses Haus ist auch deine Heimath geworden, Luise, es hat deine Kindheit gepflegt, deine Wünsche geboren und deine schönsten Hoffnungen. Du wirst das Haus der Waßmer wohl wahren, daß ich die Heimath erkenne, wenn ich wieder kehre, denn diese Gnade erwarte ich von dem Höchsten, daß er mich nicht im fremden Lande sterben läßt. Aber auch meinem Vincenz bin ich einen Ersatz schuldig für das, was er, wahrscheinlich mehr um meinet- als um seinetwillen, aufgiebt. Auch seine Wünsche sollen in dieser Stunde Erfüllung finden und in dem schönen Bewußtseyn eines neuen Glückes ertragen wir dann die Trennung leichter und minder schmerzhaft. Das, meine Kinder, war mein Geheimniß seit jenem Augenblicke, in dem ich mich entschloß, mein Vaterland zu verlassen und unser alter Freund ist nicht allein gekommen, um auch seinen Theil an der Trauer des Abschieds zu haben, nein! um Euere Verbindungen zu weihen durch den Segen der Kirche,

durch die Macht, die ihm sein heiliges Amt giebt."

Ein freudiges Erstaunen hatte die beiden Paare ergriffen. Dennoch mußten die Mädchen, jenen unerklärlichen Gefühlen der Wehemuth und Rührung unterthan, die fast jede jungfräuliche Braut in einer solchen Stunde empfindet, Thränen vergießen, die tief aus ihrer Seele kamen. Sie schlossen sich enger an einander, sie sahen sich weinend an und jeder war es, als trenne sie sich jetzt von einem alten wohlbekannten Gute, um ein neues, weit höheres zu gewinnen, das aber doch wie ein Räthsel, wie eine Erscheinung herrlicher, aber noch nicht vertrauter Art vor ihnen stand. Indessen hatten sich Lothar und Vincenz bemüht, ihren Dank gegen den Vater auszusprechen. Sie befanden sich in der lebhaftesten Bewegung und wie bei den Bräuten die Rührung überwallte, so war es bei den jungen Männern die Freude, die keine Grenzen kannte. Aber die Zeit flog schnell vorüber und drängte. Der Geistliche hatte, während die Mädchen mit sich, die Söhne mit dem Vater beschäftigt wa-

ren, einen kleinen Hausaltar herbeibringen lassen und ehe noch Elisabeth und Luise ihre Thränen zu hemmen, ehe Vincenz und Lothar ihre Freude zu besänftigen vermochten, war das beglückende und Glück verlangende Ja schon ausgesprochen und der Doppelbund geschlossen.

„Die heilige Jungfrau beschütze und erhalte Euch Eure Männer!“ sagte Seppi und reichte den nun vermälten Freundinnen ihre beiden Hände. „Der Jungfer Elisabeth Glück werde ich sehen und von dem der Jungfer Luise wird mir auch wohl durch Herrn Waßmer eine Kunde werden: für Beides will ich beten!“

Sie zog sich ernst an die Stelle zurück, wo ihr Kind auf einem Kissen schlummerte. Sie konnte nicht mehr mit leichtem, frohen Herzen in irgend ein beginnendes Ehebündniß sehen und was sie von dem Glücke der Paare gesprochen, das hatte sie mehr ihnen zu gefallen, als aus innerer Ueberzeugung gesagt. War doch ihr kurzes Glück so schrecklich gestört und geendigt worden! Sie war ruhig und fest, gerüstet auf weiteres

Unheil, aber wenig mehr hoffend auf Freuden und Annehmlichkeiten des Lebens.

Walter Brenni hatte sich während der heiligen Handlung erhoben. Er faltete die Hände, aber seine Blicke schweiften irr umher und sein Geist schien abwesend. Jetzt ließ er sich wieder still nieder, er richtete an niemand einen Glückwunsch, nicht einmal an Vincenz, auf den er nur, als dieser fest und bestimmt das Treue gelobende Ja gesprochen, seinen Blick geheftet.

Ueber dem einfachen Male, das Lothar hatte bereiten lassen, schwebte ein Geist der Rührung, der alle still machte und selbst der Freude, die rasch und bewältigend in den kleinen Kreis getreten war, einen Anstrich von Wehemuth gab. Man wollte nicht des nahen Abschieds gedenken, aber man ahnte, man fühlte ihn. Der alte Herr berührte die Speisen nicht, seine Blicke gingen langsam im Salon umher und ruheten auf jedem einzelnen Punkte, auf den altgewohnten Gegenständen, als wolle er diese recht tief und fest seinem Gedächtnisse einprägen. Einmal fragte er den Geistlichen nach seiner Schwester, als er

aber hörte, in welchem Verhältnisse diese zu Landolin stehe und wie das Gerücht beide, als einig mit einander zu einer künftigen Verbindung erkläre, ließ er dieses Gespräch fallen und begann auf's Neue, sich seinen stillen Beobachtungen hinzugeben

So kam die erste Dämmerung des Morgens heran. Schon waren Gabriel Bendel und Walter Brenni ebenso eifrig, als geräuschlos beschäftigt gewesen, die vorhandenen Reisegeräthschaften, nebst den gepackten Koffern hinaus, in den am Seeufer anliegenden Nachen zu tragen. Jetzt stand der Geistliche von seinem Sitze auf und seine ernste, bedeutungsvolle Miene ward den Uebrigen ein Zeichen, daß der Augenblick des Abschieds gekommen sey. Schluchzend lag Luise in den Armen ihrer Freundin, die, selbst tief ergriffen, sich bestrebte, ihr Muth einzusprechen und sie darauf aufmerksam machte, daß ihr der bleibe, von dem sie Ersatz für Alles zu erwarten habe.

Die Männer waren in sich gekehrt und ernst. Lothar und seine junge Frau begleiteten die

Uebrigen zum Seeufer hinab. Noch aus dem Nachen herüber, den auch der Geistliche zu seiner Rückkehr bestiegen hatte, reichte Herr Waßmer dem ältern Sohne die Hand und erst, als das Boot vom Lande abstieß, trennten sich die Hände, deren eine noch einmal Liebe und Versöhnung versichert, deren andere sie empfangen und erkannt hatte.

Zwei so rüstige Schiffer, wie Walter und Gabriel führten das kleine Fahrzeug rasch über die Breite des Sees. Bald waren die vom Lande winkenden Tücher Lothars und Luisens in der Dämmerung nicht mehr zu erkennen; aber die schon im Sonnenlichte strahlenden Eisgipfel begrüßten aus der Ferne die Flüchtlinge, wie tröstende Himmelsboten. Am jenseitigen Ufer fanden sie eine wohlbespannte Reisekutsche, die der Geistliche besorgt hatte.

„Hier ist unser Scheidepunkt!“ sagte dieser jetzt. „Ein Scheidepunkt,“ sprach er mit großem Ernste weiter, „von dem ich weiß, daß er für das irdische Leben seine Bedeutung hat. Leben Sie wohl, mein Freund, mein guter, treuer

Waßmer! Hier sind Papiere, Pässe von dem österreichischen Feldherrn, die Ihnen jede Erleichterung ihrer Reise, selbst Hülfe und Beistand der militärischen Unterbehörden zusichern. Lebt alle wohl, Ihr theuern Freunde! Kehrt bald, kehrt glücklich in die Heimath wieder! Und nun genug — wir wollen den Druck dieses Augenblickes nicht noch vermehren, wir wollen nicht Last auf Last unsern Herzen auflegen!"

Er schob hastig die Auswandrer in den Wagen. Walter Brenni reichte noch einmal allen die Hand, wobei sein düstrer Blick seinem alten Gefährten, der ihn verstand, Alles sagte, was sein Mund verschwieg. Gabriel sprang schluchzend vom obern Theile der Kutsche, wo er noch gepackt hatte. Dann schritt der Geistliche mit einer Eile, durch die er seine innere Erregung zu bekämpfen suchte, das Seeufer hinab, seinem Wohnorte zu; die Schiffer sprangen in den Nachen, der mit der unbedeutenden Last und von rüstigen Armen bewegt, leicht über die Wellen tanzte, und das Rasseln des forteilenden Wagens verlor sich, schwach und immer schwächer werdend, bald ganz in der Ferne.

Zehntes Kapitel.

Seyd einig — einig — einig!

Es war seit diesem Ereignisse mehr als Jahresfrist vergangen, als gegen den Mittag eines heißen Sommertages ein junger Mann, in einem einfachen, aber feinen Jagdanzuge in das Wirthshaus eines tyrolischen Dorfes trat und einen frischen Trunk verlangte. Die Wirthin begrüßte ihn, wie einen alten Bekannten, die Kinder sprangen ihm entgegen und er überließ dem ältesten von ihnen seinen Stutzen zum Spiel, nachdem er sich überzeugt hatte, daß er nicht geladen sey. Indem er sich auf eine Bank an dem rebenumkränzten Fenster niederlassen wollte, sprang plötzlich aus einem Winkel des Zimmers ein Wandrer auf ihn zu, dessen ganzes Aeußere die tiefste Armuth verrieth, ergriff mit beiden Hän-

den seine Rechte, drückte sie an seine Brust und fing an laut zu weinen.

„Junker Vincenz!" rief er schluchzend und sah mit den thränenden Augen, gegen die das wunderlich gebildete Angesicht seltsam abstach, zu dem jungen Manne hinauf.

„Gabriel Bendel — du?" erwiederte dieser überrascht und ließ den alten Bekannten neben sich niedersitzen. „Wie kommst du hierher, was bringst du Neues aus dem Schweizerlande?"

„Nichts Gutes, Junker!" entgegnete der ehemalige Comödiant. „Die Spanier haben schrecklich in Peru gehaus't, wie uns der unsterbliche Herr von Kotzebue in seiner Comödie deutlich zeigt, aber dem armen Schweizerlande ist es nicht besser gegangen unter den Verwüstungen der fremden Heere. Elend, Jammer und die höchste Noth findet Ihr auf dem Lande allenthalben, ganze Schaaren verwais'ter Kinder irren halbnackt umher, diejenigen, die sonst ihre eigene Alp, ihre eigene Heerde besaßen, sind jetzt Knechte

der Wenigen geworden, die noch ein Eigenthum bewahrt."

„Ich weiß es!" versetzte mit einem tiefen Seufzer Vincenz. „Und dennoch hat dieses Elend meine Landsleute nicht belehrt, daß sie nur in der Eintracht Stärke, sich seiner zu erwehren, finden können. Aber schweige jetzt!" fügte er leiser hinzu, indem seine Blicke auf die Gäste deuteten, die jetzt, nach der Arbeit am schwülen Morgen Ruhe und Erquickung suchend, in das Zimmer traten. „Ich habe mit dir von Dingen zu sprechen, die nicht vor den Ohren der Fremden laut zu werden brauchen. Du begleitest mich zu meiner Wohnung, wenn du willst, du wirst auch dort meinen Vater und meine Elisabeth wiederfinden."

„Lieber Himmel, ich verlange es ja nicht besser und deshalb komme ich eben her!" sagte Gabriel. „Meine Zeit ist vorüber im Schweizerlande, die alten Freunde sind entweder todt oder fort, ich stand gar so allein und da trieb es mich Euch aufzusuchen, denn ich weiß, Ihr duldet den

Gabriel Bendel wohl in Euerm Hause und laßt ihn auch nicht verhungern!"

Vincenz lächelte ihm versichernd zu. Dann beendigte er seinen Aufenthalt im Gasthause so bald als möglich und schlug mit Gabriel einen schattigen Waldweg ein, der zu dem Jagdhause, das er mit den seinigen bewohnte, führte.

„Aus meines Bruders Briefen," begann Vincenz, während sie rasch fortschritten, „ist mir Vieles bekannt geworden, was daheim vorgegangen ist. Die fremden Krieger aus dem Innern Rußlands, Völker aus den Steppen Asiens, Oesterreicher und Franzosen sind über unsern Boden verheerend hingeschritten und noch zeigt das Elend der Bewohner ihre Spuren. Jetzt wüthet der Bürgerkrieg. Jetzt zerfleischt der Schweizer seine eigene Brust und wird nicht eher ruhen, bis das ungestüme Herz sich verblutet hat. Armes, unglückliches Land! Doch das sind Dinge, die offen vor der Welt daliegen, die von Munde zu Munde gehen und die ich nicht erst aus Lothars Briefen zu erfahren brauchte. Aber daß unser

Freund, der edle Geistliche in Zürich, unsäglich leidet an der Wunde, die ein feiger Meuchelmörder ihm an dem Schlachttage von Zürich, als er eben ein Werk der Barmherzigkeit beging, beibrachte, daß er in langsamer Qual dahinstirbt, daß Landolin mit der Tante sich vermält hat und im traurigsten Zwiespalt lebt — das sind betrübende Nachrichten, die mir sein letztes Schreiben brachte. Von dir erwarte ich jetzt Auskunft über Andres. Walter Brenni ist verschollen für mich, seit ich den Boden der Heimath verließ. Was ist aus ihm geworden? Wie lebt mein alter Kriegs- und Unglücksgenosse?"

„Er lebt nicht mehr!" versetzte in einem sehr traurigen und weichen Tone, wie ihn der Junker nie aus dem Munde Gabriels vernommen hatte, dieser. „Er und der wunderliche Knabe Jageli und auch der lange Sergeant, Jean Bendel, aus dem Münstergässel zu Straßburg, sind heimgegangen in derselben Stunde."

Er erzählte nun mit Rührung, aber dennoch in seiner redseligen Weise, was wir hier in der

Kürze dem Leser mittheilen. Zu dem Schützen hatte sich bald der Knabe Jageli, der seit dem Tode seines Pflegevaters unstät umherschweifte, gesellt. Beide konnten nicht unthätig bleiben in den kriegerischen Reibungen, die unaufhörlich zwischen den Franzosen und den Oesterreichern statt fanden. Da rückte der alte, wunderliche Held Suwarow aus Italien über die Alpen heran. Walter Brenni und sein junger Gefährte eilten ihm entgegen, sie waren bei den Führern, welche die ganze Armee, mit Geschützen und Munition, über den Jägerpfad des Kinzigkulms in das Muottathal hinab, zum Angriffe gegen Schwyz, brachten. Aber Korsakow hatte die Schlacht von Zürich schon verloren. Der greise Held mußte sein kühnes Angriffsunternehmen aufgeben und einen noch kühnern Rückzug beginnen. Unter denjenigen, welche diesen mit wunderbarer Tapferkeit deckten, stritten auch Walter und Jageli gegen den stürmenden Feind. Endlich sahen sie sich abgeschnitten, verfolgt, gedrängt über Felsen und Klippen hinauf nach dem Gipfel des großen Mythen. Es

war der Sergeant Bendel, der in Walter Brenni seinen alten Gegner von Rothenthurm wieder erkannt hatte und nun mit einer Erbitterung, die allen Gefahren trotzte, seine Cameraden aufforderte, mit ihm die Fliehenden über Wege, die von Abgründen umgeben, mit jedem Augenblicke das schrecklichste Verderben droheten, zu verfolgen. Sie drangen immer höher in die Felsenöde des Mythen. Die letzte Kugel, die Walter zu verschießen hatte, streckte den Bruder Gabriels nieder. Im nämlichen Augenblicke fiel an seiner Seite der Knabe Jageli. Der Schütz stand nun hoch oben auf dem Felsengipfel, dicht neben dem Kreuze, das über den senkrechten Abgrund, der sich gen Schwyz hinabstürzt, hinragt. Er hielt das Kreuz mit einem Arme umschlungen, er schien die Feinde, denen er keinen Widerstand mehr entgegenzusetzen hatte, ruhig zu erwarten. Da fiel mit einem Male sein Blick auf die Berge von Unterwalden, er ließ von dem Kreuze, er breitete die Arme nach jenen Bergen hin, der Stutzen entfiel seiner Hand in den Abgrund und er selbst — man wußte

nicht, ob freiwillig, ob von einem Schwindel hingerissen — stürzte ihm nach. —

„So haben es diejenigen erzählt,“ fügte, indem er mühesam seine Thränen zurückhielt, Gabriel hinzu, „die ihm gegenüberstanden in seiner letzten Stunde. Ich habe mir es oft erzählen lassen, seinet- und des Langen wegen, den ich doch bedauern muß, obschon er mir arg genug mitgespielt, als er noch am Leben war. Ja, Junker Vincenz, die Gebeine Euers alten Gefährten bleichen in den Spalten des Mythen und keines Menschen Fuß wird je die Stelle betreten, wo er seinen letzten Odemzug aufgegeben hat!“

„Er konnte nur Ruhe im Tode finden!“ sagte nach einer Pause Vincenz mit einem Seufzer. „Sein Traum ist erfüllt. Das war noch das Glücklichste, was ihm am Schlusse seiner traurigen Laufbahn begegnen konnte.“

Sie erreichten das Landhaus. Eine blühende Frau, mit einem Säuglinge auf dem Arme, trat Vincenz entgegen und reichte ihm lächelnd das

Kind. Es war seine Elisabeth. Sein Angesicht erheiterte sich und er fühlte sich, von dem Anblicke seines Erstgebornen erfreut, bald ruhig genug gestimmt, um ihr und dem herbeikommenden Vater, der noch immer rüstig und frisch einherschritt, das Ende Walter Brenni's als ein Ereigniß darzustellen, das für ihn eine Wohlthat gewesen sey, obschon es seinen Freunden als etwas Entsetzliches und höchst Beklagenswerthes erscheinen müsse. Seiner Schwester Seppi wurde die Trauerkunde mit Vorsicht beigebracht, sie nahm sie aber auch mit jener Stärke der Seele auf, wie damals den Tod ihres Mannes. Gabriel blieb als ein Hausgenosse, der sich zu vielen Dingen anstellig zeigte, in der Wohnung der Ausgewanderten.

Wir entlehnen nun die Worte eines hochgeachteten Geschichtsschreibers, um den Zustand der Schweiz zu bezeichnen, welcher, nachdem ein

mehrjähriger Bürgerkrieg durch die Vermittlung des ersten Consuls der französischen Republick sein Ende gefunden hatte, eintrat.

„Nun blieb Stille im Lande und es folgte eine lange Reihe friedlicher und freudiger Jahre. Die Zeiten der Umwälzung und bürgerlichen Kriege hatten die Kraft der Schweizer erweckt. Sie bewegten sich mit neuem Leben, wie bisher nie gesehn worden. In den Stürmen unter einander bekannt geworden, standen sie einander nicht mehr fremd, wie vorzeiten. Was einem Kanton widerfuhr, das rührte jetzt den Sinn aller. Vielerlei Schriften, Tageblätter und Zeitungen, vor Zeiten von scheuen Regierungen unterdrückt, belehrten das Volk von wissenswürdigen Dingen, zogen die Aufmerksamkeit desselben zu den öffentlichen Angelegenheiten und nährten und verbreiteten einen vormals unbekannten Gemeingeist. Schweizer aus allen Kantonen bildeten Gesellschaften zur Beförderung gemeinnütziger Sachen, zur Erhebung der Wissenschaften und Künste und zur Stärkung der Eintracht und der Vaterlandsliebe.“

In dieser Zeit des Friedens kehrte auch Herr Waßmer mit den seinigen in die Heimath zurück. Er betrat das Erbe seiner Väter und erfreuete sich seines Gedeihens unter der Pflege Lothars. Jetzt genoß er eines Glückes, wie er es sich für sein Alter gewünscht hatte. Die Söhne standen ehrenvoll als Hausväter an ihren Stellen, die Töchter waren wackre Hausfrauen und Mütter, die Enkel liebten den Großvater, der gern seinen eigenthümlichen Ernst ablegte, um sich ihres Frohsinns zu erfreuen und mit ihnen Kind zu seyn. Seppi Flüeli, deren Knabe das Abbild des Vaters zu werden versprach, hatte ihren Kummer überwunden. Auch sie fand jetzt manchen frohen Augenblick, indem sie wieder mit alter Thätigkeit die Pachtung im Egerithale betrieb, die ihr Herr Waßmer gleich bei der Heimkehr wieder übertragen hatte. Gabriel hatte sich der Familie unentbehrlich gemacht und konnte auf ihr Wohlwollen bis an seinen Tod rechnen. Aber den treuen Freund, den edeln Geistlichen in Zürich fanden sie nicht mehr unter den Lebenden. Er war nach einem

langen, qualvollen Krankenlager an den Folgen seiner Wunden gestorben. Erst in einem sehr hohen Alter folgte ihm Herr Waßmer, von Kindern und zahlreichen Enkeln betrauert.

Von demselben Verfasser sind folgende Schriften in dem Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. erschienen, und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen.

Stimmen des Lebens.

Drei Erzählungen von Dr. Georg Döring. 8. Rthlr. 1. 16 ggr. oder fl. 2. 48 kr.

Die anziehende, geist= und gemüthreiche Weise des Herrn Verfassers ist der deutschen Lesewelt zu bekannt, als daß wir sie auf diese lieblichen Erzählungen erst aufmerksam zu machen brauchten.

Phantasiegemälde für 1829.

Von Dr. Georg Döring. 8. Gebunden, mit einem Kupfer von Fleischmann. Rthlr. 1. 12 ggr. oder fl. 2. 45.

Dieses Werk erfreut sich schon seit einer Reihe von Jahren einer so ausgezeichneten Gunst des Publikums, daß es überflüssig scheinen dürfte, diesen neuesten Jahrgang noch besonders zu empfehlen. Dennoch halten wir es für unsere Pflicht, darauf aufmerksam zu machen, daß die reiche Phantasie des Verfassers sich hier in einer Fülle entfaltet, wie noch in keinem der früheren Jahrgänge, indem sie bald das Meer, bald England und Frankreich, bald selbst das üppig herrliche Ostindien zum Schauplatze ihrer höchst anziehenden Darstellungen macht.

S o n n e n b e r g.

Eine Novelle in drei Theilen von Dr. Georg Döring. 3 Theile. 12. Geh. Rthlr. 4. 20 ggr. oder fl. 8 24 kr.

Wir dürfen dieses neue Produkt des beliebten Verfassers, mit um so größerem Rechte der Theilnahme des Publikums empfehlen, da hier das Interesse der Dichtung selbst und zugleich die Wahl des historischen Hintergrundes, auf welchem jene erscheint, von hoher Bedeutung für den deutschen Leser sind. Wenn Walter Scott mit vorziehender Liebe die frühere Geschichte seiner Heimath benutzte, um sie mit seinen Dichtungen zu verschmelzen und sie in diesen zu verlebendigen, so ist dasselbe in Hinsicht auf die Geschichte unseres Vaterlandes gewiß mit nicht weniger Liebe von unserm Verfasser in der gegenwärtigen Novelle geschehen. Uns scheint das Zeitalter, der Kampf und Untergang Adolphs von Nassau mit lebendiger Erkenntniß aufgefaßt und dargestellt, die handelnden Personen scharf und anziehend gezeichnet, die Hauptgeschichte — der rein romantische Theil des Werkes — von außerordentlichem, fortwährend spannendem Interesse, und die Darstellung des Ganzen so blühend und ansprechend, wie sie die Lesewelt von dem Verfasser zu erwarten berechtigt ist. Wir erwähnen nur noch, daß dieses — nach den seit Walter Scott angenommenen Bestimmungen — die erste historische Novelle seyn dürfte, die, indem die reizendsten Gegenden unseres Vaterlandes ihr zur Scene dienen, einen allgemein wichtigen Zeitabschnitt umfaßt, da Hauffs Lichtenstein sein Interesse nur aus der würtembergischen Geschichte schöpft und Spindlers Jude überhaupt mehr in den Sittenzustand, als in die Geschichte Deutschlands selbst eingreift.

Die Mumie von Rotterdam.

Novelle von Dr. Georg Döring. 2 Theile.
Geh. Rthlr. 3. 4 ggr. oder fl. 5. 30 kr.

Hier übergeben wir dem Publikum eine größten Theils humoristische Novelle, die nur leise an das Historische hinstreift, und in der durchaus neuen, originalen Idee des Ganzen ihren Stützpunkt findet. Ein buntes Leben ergötzlicher Gestalten, eine frische, bezeichnungsvolle Charakteristik, die mannigfaltigste ansprechendste Scenerie, ein immer steigendes Interesse der Handlung, die sich durch eine Fülle seltsamer und doch folgereicher Begebenheiten hindurch bewegt, sind die Eigenthümlichkeiten dieses Werkchens, das in der neuesten Romanenliteratur gewiß als eine in seiner Art durchaus neue Erscheinung begrüßt werden wird.

Phantasiegemälde für 1830.

Von Dr. Georg Döring. 8. Mit einem Titelkupfer von Fleischmann. Cartonirt Rthlr. 1. 12 ggr. oder fl. 2. 45 kr.

So wie der Verfasser dieses Werkes, in früheren Jahrgängen oft mit kühnem und kräftigem Pinsel das Leben und die Natur unter fremden Zonen, wahr und lebensfrisch, dargestellt hat, so malt er in diesem Jahrgange mit gleich lebendigen und treffenden Farben das Leben unserer höheren geselligen Kreise, mit seinen anziehenden Gestalten und seinen abstoßenden Zerrbildern, mit seinem blendenden Glanze und seinen entstellenden Flecken. Dabei wird ein friedliches und freundliches Gemüthsleben nicht vernachlässigt, in das wir aus jenem rauschenden, täuschenden Treiben gern eintreten.

Ferner erschienen in demselben Verlage folgende empfehlenswerthe Schriften.

Lord Byrons sämmtliche Werke,

herausgegeben von Dr. Adrian. 12 Theile, geheftet, mit dem Bildniß Byrons, einem facsimile seiner Schrift und einer Ansicht von Newstead-Abtey. Subscriptionspreis auf geglättetes Velinpapier mit den ersten Kupferabdrücken. Rthlr. 8. 12 ggr. od. 14 fl., auf weißes Druckpap. Rthr. 6. 18 ggr. od. 11 fl.

Der nach Shakspeare größte englische Dichter verdiente eine poetische Uebersetzung in die deutsche Sprache. Die gegenwärtige Sammlung soll alle Werke des edlen Lords umfassen: jedes in der Form des Originals, alle mit der Treue, die erreichbar ist, wenn der Geist nicht im Stoffe untergehen soll. Nicht ein Uebersetzer war diesem Unternehmen gewachsen: vereinte Kräfte werden es zu Stande bringen. Eine Reihe geschätzter Namen bürgt für die Gewissenhaftigkeit der Ausführung; nämlich die der Herren Professor Adrian, Dr. Baermann, Graf v. Haugwitz, Th. Hell, Professor Kannegießer, Legations-Rath v. Meyer, Professor Wolff u. A. Vorerst sind vier Bände erschienen, die übrigen folgen in kurzen Zwischenräumen. Auf Correctheit und würdige äußere Ausstattung ist die möglichste Sorge verwendet. Einer Anpreisung bedarf es nicht. Byrons Name spricht lauter, als jedes Lob. Die Freunde der Poesie, die den Dichter nicht in der Ursprache lesen, werden sein Abbild im Deutschen bald lieb gewinnen, die Kenner der englischen Sprache einen neuen Genuß in der Vergleichung finden und sich überzeugen, daß Ton und Geist des Originals glücklich erreicht sind.

Nal und Damajanti.

Eine indische Geschichte von Friedrich Rückert.
12. Geh. Rthlr. 1. 18 ggr. oder fl. 2. 48 kr.

Das Publikum erhält hier eine, von dem rühmlich bekannten Dichter Rückert, mit aller ihm in so seltenem Grade eigenen Sprachfertigkeit und Reimfülle übertragene indische Dichtung, bei der aber alles Fremdartige, ohne Studium der indischen Poesie Unverständliche vermieden ist, so daß sie als eine sinnige Liebeserzählung erscheint, über welche sich nur ein leiser fremdartiger aber lieblichsüßer Duft ausbreitet und sie umweht. Das mythologische, völlig verständlich, erscheint in der Figur, welche am bedeutendsten eingreift, nur als Allegorie des bösen Gelüstens, welches in unsrer Brust wohnt. Liebe, in bezaubernder Schilderung, ihre Leiden und Treue bilden den Inhalt des Büchleins, und wem Sinn für wahre Poesie einwohnt, wird an dieser Dichtung, und wem Sinn für Sprachschönheit und Ausdruck einwohnt, wird an Rückerts Versen ein Vergnügen genießen, wie es selten geboten wird.

Erzählungen

von Johanna Schopenhauer. 8 Theile. Zweite wohlfeilere Ausgabe. 8. Auf Velinpap. Rthlr. 10. oder fl. 18. Auf Druckpap. Rthlr. 8 oder fl. 14.

Inhalt:

Frühlingsliebe. — Der Günstling. — Haß und Liebe. — Die Reise nach Flandern. — Sommerliebe. — Leontine und Natalia. — Claire. — Der Schnee. — Die erste Liebe. — Anton Solario. — Die Freunde. — Josebeth. — Die Brunnengäste. — Die arme Margareth. — Der Balkon. — Der Blumenstrauß.

Bilder aus England.

Von Professor Adrian. Zwei Theile. Mit Kupfern. 8. Geh. Rthlr. 3. 12 ggr. od. fl. 6.

Dieses Werk ward in den bedeutendsten kritischen Journalen auf das Ehrenvollste beurtheilt; s. u. a. das Berliner Conversationsblatt, die Hallische und Leipziger Literaturzeitung, weshalb hier nur dessen Inhalt angeführt werden soll.

Inhalt des ersten Theils: 1) Calais. 2) Das Dampfboot. 3) Dover. 4) Reise nach London. 5) Ankunft in London. 6) Wohnungen. 7) Der Morgen. 8) Der Abend. 9. Die Nacht. 10) London im Frühling und im Herbste. 11) Die Kaufläden. 12) Die Londnerinnen. 13) Spaziergang in London. 14) Vauxhall. 15) Das Gesinde. 16) Die Matrosen. 17) Franzosen und Engländer. 18) Die öffentlichen Wagen. 19) Scenen vor Gericht. 20) Nachtscenen in den Straßen von London. 21) Das Spätjahr. 22) Die Westminster Abtei. 23) Die Theater. 24) Die Londner Brücke.

Inhalt des zweiten Theiles: 1) Der St. Valentins-Tag. 2) Der erste Mai. 3) Ein Sonntag in England. 4) Ein Nachmittag zu Hampton Court. 5) Der Greis in Dulwich College. 6) Der Alterthümler. 7) Thomas Marshall, Esq. 8) Ausflug nach Norfolk. 9) Herr North. 10) Die Dichterhalle. 11) Der geheimnißvolle Wagen. 12) Die Kunst in London. 13) Das Tunnel. 14) Ueberfahrt nach Boulogne. Anhang: I. Vauxhall-Gesänge. II. Valentines.

Gönnerschaft.

Roman von Maria Edgeworth. Aus dem Englischen übersetzt von Luise Marezoll. 4. Thle. 8. Rthlr. 4. 12 ggr. oder 7 fl. 48 kr.

Bayerische Staatsbibliothek München

3

Döring, Georg,

Der Hirtenkrieg Novelle in drei Theilen

Bd.: 3

Frankfurt am Main (1830)

P.o.germ. 278 ha-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107371-6